

# Geschichte des jungen Pffiffig von Carl Vogt

Herausgegeben von Heinz-Lothar Worm und Eva-Marie Felschow

## Vorwort

Die Erzählung „Geschichte des jungen Pffiffig“ hat Carl Vogt wenige Jahre vor seiner Autobiographie „Aus meinem Leben – Erinnerungen und Rückblicke“ publiziert. Sie erschien 1889 in einem Sammelband mit dem Titel „Pffiffig und Genossen“ im Verlag von S. Schottlaender in Breslau. Die Autobiographie wurde 1896, ein Jahr nach dem Tode Vogts veröffentlicht.<sup>1</sup> Ein Vergleich der beiden Texte lässt erkennen, dass Vogt die „Geschichte des jungen Pffiffig“ offenbar in Vorbereitung seiner Autobiographie geschrieben hat. Einige Episoden begegnen nahezu wortgetreu in beiden Werken und die fiktive Figur des Pffiffig ist mit Wesenszügen ausgestattet, die auch dem Knaben Carl Vogt eigen waren. Während die Autobiographie sich bis heute großer Bekanntheit und Beliebtheit bei den Lesern erfreut, ist die „Geschichte des jungen Pffiffig“ inzwischen fast völlig in Vergessenheit geraten. Dies ist mehr als bedauerlich, denn Pffiffigs Geschichte bietet ähnlich großen Lesegenuss wie Vogts „Erinnerungen und Rückblicke“. Hier wie dort ist Vogts Erzählkunst zu bewundern, die den Leser mit ihren ironisch-witzigen Schilderungen und manchem boshaften Seitenhieb immer wieder zum Lachen bringt. Um den „Pffiffig“ wieder etwas bekannter zu machen, erfolgt hier ein erneuter Abdruck, ergänzt mit kommentierenden Anmerkungen. Der Text wurde unverändert gelassen, er wurde lediglich der heutigen Rechtschreibung angepasst.

Anders als in der Autobiographie, in der den Bewohnern der Universitätsstadt Gießen, den Freunden und Verwandten Vogts und vielen seiner Zeitgenossen ein humorvolles Denkmal gesetzt wird, hat Vogt in der „Geschichte des jungen Pffiffig“ Figuren porträtiert, die als fiktiv angesehen werden müssen. Für einige von ihnen dienten jedoch offenbar historische Vorbilder als Folie, so kann unter anderem in der Figur des Grafen von Mockheim<sup>2</sup> wohl der Graf von Isenburg-Büdingen ausgemacht werden. Vogt spielt in seiner Erzählung mit historisch belegten Fakten und rein fiktivem Geschehen, was den Leser herausfordert und zum Rätseln ermuntert. Soweit historische Bezüge recherchiert werden konnten, wurden diese in den Anmerkungen verdeutlicht.

---

1 Carl Vogt, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*, erschienen bei Nägele in Stuttgart 1896. Da die Erstauflage seit langem vergriffen war, wurde Vogts Autobiographie vor einigen Jahren als kommentierte Edition neu aufgelegt, herausgegeben von Eva-Marie Felschow, Heiner Schnelling, Bernhard Friedmann unter Berücksichtigung der Vorarbeiten von Gerhard Bernbeck, gedruckt Gießen 1997. Die in den Anmerkungen vorgenommenen Verweise auf Vogts Autobiographie beziehen sich stets auf die neue Ausgabe von 1997.

2 Mit hoher Wahrscheinlichkeit eine abgewandelte Bezeichnung für Mockstadt, ein Dorf in der ehemaligen Grafschaft Isenburg-Büdingen.



*Carl Vogt, geboren am 05.07.1817 in Gießen, gestorben am 06.05.1895 in Genf  
(Bildarchiv von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen, Sign.: HR B 2b).*

Bewusste Verfremdungen finden sich nicht nur bei den Personen, sondern auch bei den auftauchenden Ortsnamen. Sie sind stets abgewandelt, lassen aber durchaus Namen von Ortschaften aus der näheren und weiteren Umgebung Gießens erkennen, so zum Beispiel Watzenstein und Annenstein, hinter denen sich Watzenborn-Steinberg und Annerod verbergen dürften. Auch Friedheim als Deckname für Friedberg begegnet. Bei dem in der Erzählung genannten Neuhof

handelt es sich wohl um den Hof gleichen Namens in Leihgestern, ebenso sind der Hangelstein und die Teufelskanzel im Wald erwähnt. Allerdings verfährt Vogt großzügig bei seinen geographischen Angaben. Watzenstein und Annenstein, deren reale Vorbilder in der unmittelbaren Nachbarschaft Gießens zu finden sind, werden kurzerhand in die Nähe von Mockheim alias Mockstadt und damit in die Nähe von Büdingen versetzt. Der Leser mit seiner Ortskenntnis und seinem historischen Wissen wird somit stets aufs Neue ins Grübeln gebracht und auf die Probe gestellt. Carl Vogt, dem es beim Erzählen vor allem auf die humorvollen Pointen ankommt, hat sich diesen Spaß beim Verfassen der „Geschichte des jungen Pffiffig“ sicher mit großem Vergnügen erlaubt.

### **Geschichte des jungen Pffiffig**

Sein Vater war ein ehrsamer protestantischer Landpfarrer alten Schlages in einem kleinen Dörfchen Mitteldeutschlands. Die von den Bauern im Eigentum besessene Feldflur Mockheims war nur klein und zum Teil in ein großes herrschaftliches Gut eingekeilt,<sup>3</sup> auf welchem die Bauern tagelöhnten und ihre Söhne und Töchter als Knechte und Mägde dienten. Die Gärten des Dörfchens gehörten meistens Juden, welche den Kleinhandel und den Vertrieb der Produkte der Umgegend nach der Stadt betrieben und in ihren Gärten vorzugsweise Zwiebeln und Knoblauch kultivierten. Die Bauern waren deshalb unter dem Spottnamen der „Mockemer Zwiebelhengste“ bekannt, was zu mancherlei Schlägereien auf den Kirchweihen Veranlassung gab. In Sicht von Mockheim lagen, durch eine reich bewässerte Wiesenflur getrennt, zwei andere Dörfer, ein reiches, Auheim, auf dessen Äckern der Roggen so hoch wuchs, dass man nur des Pfarrers schwarzen Hut die Halme überragen sah, wenn er Sonntag nachmittags auf seine über einem Hügel gelegene Filiale ritt, und ein ärmeres, Hahnheim, das sich unmittelbar an einen großen, wildreichen Wald lehnte, in welchem der Graf von Mockheim mit zahlreicher Gesellschaft im Spätherbste zu jagen pflegte. Auheim war die beste Pfarrei im Lande; die wohlhabenden Bauern schlachteten im Winter zahlreich Schweine, waren Meister im Fertigen von Würsten aller Art, und da sie den Majoran als vorzüglichste Würze derselben schätzten und anbauten, wurden sie die „Auemer Marunstripper“ genannt. Die Hahnheimer dagegen hatten nur steiniges Feld mit Hecken und Gestrüpp von wilden Rosen; sie fanden ihre Beschäftigung im Walde, teils auf ehrliche Weise als Holzhauer und Arbeiter in den Kulturen, teils auch als Holzfrevler und Wilderer, und der gräfliche Förster, der dort außer dem Pfarrer der einzige gebildete Mensch war, hatte manche Widerwärtigkeiten mit seinen „Hainbärten“, wie man die Hahnheimer hieß, weil man ihnen nachsagte, ihr einziges Gemüse seien

---

3 Das hier genannte Mockheim ist mit hoher Wahrscheinlichkeit ein abgewandelter Ausdruck für den Ort Mockstadt, heute Teil der Gemeinde Ranstadt im Wetteraukreis. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gehörte Mockstadt zur Grafschaft Isenburg-Büdingen. Historisch belegte Figur für den im folgenden geschilderten Grafen von Mockheim dürfte daher Graf Ernst Casimir III. von Isenburg-Büdingen (1781-1852) sein, der 1840 als Ernst Casimir I. in den Fürstenstand erhoben wurde.

die roten Hainbutten, die Früchte der wilden Rosen, die sie nicht einmal auskratzen, sondern aus dem Grunde, weil es „mehr ausbebe und besser vorhalte“, mitsamt den von Stacheln umgebenen Kernen verzehrten.

Pfarrer Pfiffig von Mockheim, unseres Helden Vater, unterhielt mit seinen beiden Amtsbrüdern und dem gräflichen Gutsverwalter einen regen Verkehr. Weshalb er Pfiffig genannt wurde, habe ich nie in Erfahrung bringen können. Er steckte zwar beständig in Geschäftchen und Händelchen aller Art mit seinen Juden, welche auf Stunden im Umkreise die Vermittler für Käufe und Verkäufe zwischen den Bauern und Pächtern waren; aber diese Beschäftigung konnte ihm den Spitznamen nicht eingebracht haben, denn er sollte ihn schon vom Gymnasium her durch die Universitäts- und Kandidatenjahre bis zur Pfarre durchgeschleppt haben. Und dann – womit hätte sich der gute Mann beschäftigen sollen, wenn nicht mit Händeln aller Art, guten und zweifelhaften, in und außerhalb des bürgerlichen und polizeirichterlichen Gesetzbuches, in dem er vortrefflich beschlagen und, wie die Bauern zu sagen pflegten, mit allen Hunden gehetzt war? Früher, wo die Pfarrer eine Ökonomie zu bewirtschaften, Zehnten und Gefälle einzuheimsen hatten und von dem Ertrage größtenteils leben mussten, gab es Arbeit, tägliche Arbeit, und die geistlichen Verrichtungen, die sonntägliche Predigt, einige Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen waren nur eine geringe Zubuße zu den Mühen des Amtes. Aber jetzt, wo dieses alles abgelöst und dem Pfarrer nur ein Gemüsegarten verblieben war, in dessen Bestellung die Frau Pfarrerin sich nicht gern einreden ließ – was um's Himmels willen sollte der Pfarrer mit seinen sechs langen Wochentagen anfangen? Vater Pfiffig hatte viel mechanisches Talent; er besaß eine Drehbank und brachte es bald zur Meisterschaft im Drechseln. Die Feuerspritzen – das Dorf besaß eine und die Gutsherrschaft eine zweite – waren Gegenstände seiner unablässigen Fürsorge. Er organisierte die Mannschaft. Die Mockheimer Feuerspritze tat sich bei allen Bränden in der Umgegend hervor. Die Bürgermeister der Umgegend ließen ihre Spritzen vom Pfarrer Pfiffig inspizieren und in Stand setzen. Die Predigt machte ihm nicht viel Kopfzerbrechens; seine Präparation bestand darin, dass er Samstag abends mit der Bibel unter dem Arme eine Stunde früher zu Bette ging, wo man ihn bald ebenso kräftig schnarchen hörte, wie es die Bauern einige Stunden später in der Kirche taten. Zudem hatte ihm der gräfliche Verwalter, welcher den Titel „Domänenrat“ führte, zum Öfteren gesagt: „Pfiffig! Machens Sie's kurz! Sie wissen, dass ich auf Ihren Krimskrams nicht viel halte. Aber der Leute wegen muss ich in die Kirche gehen und anstandshalber darf ich nicht lullen, wie die Bauern oben auf der Bühne, weil alle Weibsleute unten in den Herrenstuhl hineinschauen können. Also eine kurze, bündige und hausbackene Moral! Sagen Sie den Männern, dass sie gehörig arbeiten, sich nicht betrinken, sondern ordentlich aufführen, ihre Weiber nicht anschnauzen und ihre Kinder nicht prügeln sollen; und den Weibern, dass sie ihre Kinder waschen und kämmen, die Kleider flicken, die Strümpfe stopfen und ihre Suppe nicht über endlosem Geschwätz anbrennen lassen sollen – und damit – Hollah! Das erleichtert Ihnen und mir das Amt und ich werde erkenntlich sein!“

Pfarrer Pfiffig ließ sich das nicht zweimal sagen. Er hatte eine magere Besoldung und mit gutem Appetit gesegnete Kinder, und je kürzer und eindringlicher die Predigt war, desto reicher waren die Spenden des Verwalters für den Haushalt. Aber zu kurz durften die Predigten auch nicht sein! Pfiffig hatte es einige Male versucht, war aber übel angekommen, denn der Domänenrat hielt darauf, dass Alles in gewohnter Ordnung vor sich gehen und die Predigt wenigstens zwanzig Minuten dauern müsse. Er hatte aber, wie Pfiffig recht wohl wusste, des gnädigen Herrn Ohr.

Überhaupt ein seltsamer Kauz, dieser Domänenrat Naumann! Mit dem ersten Morgengrauen sah er in geblühtem Schlafrock und weißer Zipfelmütze aus dem Fenster seiner Studierstube in den Hof hinaus, immer zuerst nach der Wetterseite. Tagelöhner, Knechte und Mägde grüßten ehrfurchtsvoll im Vorübergehen, und er sagte jedem ein Wort. Dann schloss er das Fenster und die Türe seines Zimmers, und bis zum Frühstück saß er, immer in Schlafrock und Zipfelmütze, an seinem Schreibtische. Zum Kaffee erschien er aber gestieft und gespornt und ritt dann hinaus zu den Arbeitern. Erst nach seinem Tode entdeckte man, dass er eine Puppe mit Schlafrock und Zipfelmütze besaß, die er nach Schließung des Fensters vor den Schreibtisch rückte, während er sich wieder in das Bette legte. Die Vorbeigehenden aber, welche die Gestalt nur undeutlich durch das geschlossene Butzenscheibenfenster sehen konnten, glaubten den Verwalter zu erblicken und zogen die Mütze.

Mit seinen beiden Amtsbrüdern unterhielt Pfarrer Pfiffig regen Verkehr. In Auheim fand sich fast immer Gesellschaft; da der Pfarrer zwei schöne Töchter und ein gutes Einkommen hatte, so flogen heiratslustige Theologiekandidaten, Rechtspraktikanten, junge Ökonomen und hoffnungsvolle Doktoren um so mehr wie Tauben ein und aus, als die auf der benachbarten Landesuniversität studierenden Söhne oft Kameraden für die Ferien mitbrachten.<sup>4</sup> Der Pfarrer in Hahnheim war ein wohlhabender Witwer, der sein einziges Töchterchen in Pension gegeben hatte und seinen Kummer mit gutem Essen und Trinken bekämpfte. Pfiffig war ihm immer zu einer Schachpartie mit obligatem Imbiss willkommen, und wenn Pfiffig den Herrn Amtsbruder, dem er weit überlegen war, eine Partie recht eklatant gewinnen ließ, so gab ihm der erfreute Sieger oft noch „eine kleine Herzstärkung für die Frau Liebste“ mit auf den Weg.

Eines Tages war der Pfarrer von Hahnheim in besonders guter Laune. Er hatte Pfiffig schon mit dem zwölften Zuge matt gesetzt und, um diesen überraschenden Sieg zu feiern, seinem Gegner ein Abendbrot von seinem Privat-Schwartemagen mit Burgunder vorgesetzt. Als Feinschmecker hatte der Pfarrer nämlich zwei Arten von Schwartemagen im Rauchfange hängen: gewöhnliche, für Gäste und den Hausgebrauch, mit einem einzigen Schweinezünglein in der Mitte, und andere, für besondere Gelegenheiten, die zwei oder gar drei Zünglein enthielten. Man war sehr heiter gewesen, und als Pfiffig spät am Abend Abschied nahm, zwang ihm der Pfarrer zwei Flaschen auf für die Frau Liebste.

---

4 Bezieht sich auf die Universität Gießen, die seit ihrer Gründung im Jahr 1607 Landesuniversität für die Landgrafschaft (seit 1806 Großherzogtum) Hessen-Darmstadt war.

„Man hat mir drei Flaschen geschenkt“, sagte er, „mit der Behauptung, es sei Lacrimae Christi. Ich habe eine probiert, die mich sehr an die Leiden des Heilands erinnert hat. Ich kann das süße Zeug nicht saufen, aber Deiner Frau wird es schmecken.“

Pfiffig hatte je eine Flasche in seine tiefen Rocktaschen versenkt und sich auf den Weg gemacht, quer über die Wiesen, die von Bewässerungsgräben durchschnitten waren. Beim Überspringen eines solchen Grabens klappten die beiden Taschen gegen einander, und ein lautes Klirren nebst einer Flut über die Hosen herunter gab Pfiffig die traurige Überzeugung, dass ein Schaden geschehen sei. Die eine Flasche war zerbrochen, die andere noch ganz. Rasch entschlossen, entkorkte sie Pfiffig, trank sie bis auf die Nagelprobe aus und sagte mit einem tiefen Seufzer. „Die wäre gerettet!“

Aus den Schachpartien mit dem Hahnheimer Pfarrer entwickelte sich nach und nach eine Doppelpartie, bestehend aus den drei Pfarrern und dem Verwalter, die sich den Namen des „Mitteldeutschen Schächerbundes“ beilegte. Man kam fast allwöchentlich zusammen, abwechselnd bei dem Einen und dem Andern, aber in Mockheim nur beim Domänenrat, denn Pfiffigs Pfarrhäuschen war zu eng und des Kinderlärmens zu viel. Man hätte auch gerne den Förster von Hahnheim mit in den Bund gezogen, aber man konnte keinen Partner für ihn finden, und dann war auch der Förster seit einiger Zeit sehr mürrisch und stets übler Laune. Er hatte eines Tages, vom Pürschgange heimkehrend, den Schuss, den er nicht in der Büchse lassen wollte, auf einen vorüberfliegenden Kolkkraben abgegeben. Die Kugel hatte den Flügel durchbohrt, aber nur einige Schwungfedern herausgerissen. Mit furchtbarem Geschrei hatte der Rabe sich in den nahen Wald geflüchtet. Der Schuss war ein Verhängnis für den Förster. Sobald er aus dem Hause trat, empfing ihn der durch die Lücke an dem einen Flügel kenntliche Rabe mit lautem Geschrei und verfolgte ihn krächzend auf Weg und Steg. Bald kannten alle Holzfrevler und Wilddiebe des Försters Raben und seine Bedeutung. Der Förster ertappte keinen mehr, trotzdem Frevel und Wilddieberei in schrecklicher Weise zunahmen. Der unglückliche Waidmann bot alles auf, des Tieres habhaft zu werden, aber umsonst; der Rabe hielt sich stets außer Schussweite und entging allen Nachstellungen. Da der gräfliche Amtmann keine Beschäftigung mehr aus dem Reviere erhielt, so kam der Förster in den Verdacht, als vernachlässige er seinen Dienst. Der Mann wurde trübsinnig, und seine Schwermut nahm umso mehr zu, als der Graf die Geschichte vom Raben nicht glauben wollte. Endlich gelang es dem Förster, den hohen Herrn mit seiner ganzen Jagdgesellschaft von der Existenz des Raben zu überzeugen. Man hetzte sich einige Tage lang im Wald herum hinter dem Raben drein, aber vergebens. Der Graf musste sich entschließen, den Förster in ein anderes, entlegenes Revier zu versetzen. Nun hatten beide Ruhe, der Förster und der Rabe.

Der mitteldeutsche Schächerclub sollte bald seinen Teilnehmern einige Verlegenheiten bereiten. Er hatte sich ausgedehnt. Einige, in größerer Entfernung wohnende Amtsbrüder waren ihm als „zugewandte Orte“ beigetreten, stets paarweise, und es konnten von Zeit zu Zeit größere „Fehden“ angesagt und

ausgefochten werden. Über dem Mockheim benachbarten Bergzuge lagen auf steiniger Hochebene zwei Pfarreien, Watzenstein und Annenstein, deren Inhaber nur dadurch mit der übrigen gebildeten Welt in Verbindung standen, dass im Sommer zuweilen einige „Steinprofessoren“, wie die Bauern sie nannten, nämlich die Professoren der Mineralogie und Geologie der nahen Landesuniversität mit einigen Schülern anrückten, um in den verwitterten Basalten, aus welchen das Hochplateau bestand, Mineralien zu suchen. In Ermangelung von Wirtschaftshäusern fielen sie bei den Pfarrern ein, hatten aber stets die Vorsicht, Proviant und Getränk vorauszusenden, denn der Pfarrer von Watzenstein konnte ihnen nur Tauben, die er in großer Zahl züchtete, und der Pfarrer von Annenstein nur ausnahmsweise einen Wildbraten vorsetzen.

Die beiden Amtsbrüder waren sehr verschiedenen Charakters. Der Watzensteiner war ein gläubiger Orthodoxer, der seine Glatze mit einer vom Alter fuchsrot gewordenen Perücke deckte und hässliche Narben am Halse, die von skrophulösen Geschwüren herrührten, an welchen er in der Jugend gelitten hatte, hinter einer bis zu den halben Ohren reichenden weißen Halsbinde verbarg. Er hatte nur wenig Berührung mit seinen Bauern, welchen er durch seine Ermahnungen zu frommem Lebenswandel langweilig wurde, und fühlte sich auch seinerseits nicht zu ihnen hingezogen, weil sie, wie er behauptete, grob und ungeschlacht seien. Der Schäfer, der alte Hannes, galt im Dorfe weit mehr als der Pfarrer und gerade dieser hatte ihn, ohne es zu wollen, tödlich beleidigt. Der Pfarrer hatte sich nämlich, kurz nachdem er in Watzenstein angekommen war, dem alten Hannes nähern wollen. Eines Tages, als er ihn draußen bei seinem Pferche traf, hatte er ihn mit freundlicher Herablassung angedredet. „Sagt einmal, Hannes, Ihr seid schon ein älterer Mann und habt noch Euer ganzes braunes Haar; und bei mir, der ich doch weit jünger bin, sind die wenigen Haare, die mir noch übrig bleiben, schon ganz grau! Woher mag das kommen?“ Der Pfarrer hatte auf ein Kompliment gerechnet: das komme von der vielen Kopfarbeit, oder etwas Ähnliches – Hannes aber sagte trocken: „Oh! Herr Pfarrer, das kömmt von der Art! Ein Lamm kommt schwarz, das andere weiß auf die Welt, und der Esel graut schon im Mutterleib!“

Der Pfarrer fühlte sich in seiner pastoralen Würde tödlich beleidigt und zog sich mehr und mehr in seinen Taubenschlag und in sein Haus zurück, wo er einigen hübschen Töchtern vergebens die Verachtung alles weltlichen Tandes einzuimpfen versuchte. Der Domänenrat verglich ihn seiner näselnden und quiekenden Stimme wegen mit einem unangenehm schrillenden Heimchen, das in einer Spalte des warmen Herdes sitze und seine Feilentöne um so lauter erschallen lassen, je ungestörter man sich seinen Gedanken hinzugeben wüschte. Da ihm aber Tauben- und Kinderzucht noch manche freie Stunde übrig ließen, so ergab sich der Watzensteiner Pfarrer in größter Heimlichkeit der Schriftstellerei. Niemand, selbst seine Frau nicht, ahnte, dass er in den langen Winterabenden, wo er sich in seine Studierstube einschloss, statt Postillen und Erbauungsbücher zu Rate zu ziehen, Novellen und Erzählungen schreibe, für die ihm

Tromlitz und van der Velde Anregung gegeben hatten.<sup>5</sup> Er setzte diese Fabrikate in einem Lokalblättchen der Residenz ab, das den Titel „Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüth und Publizität“<sup>6</sup> führte und von den Köchinnen und Ladengjungfern, die es mit Begierde verschlangen, gewöhnlich nur „die Askalia“ genannt wurde. Selbst die Redaktion kannte ihren Mitarbeiter, der auf höchst verschlungenen Wegen mit ihr verkehrte, nur unter dem Pseudonym „Lorenzo Rivalta“, das schon um deswillen sehr passend gewählt war, als die Novellen meist in Italien, die Erzählungen in Spanien spielten. Der Pfarrer war nie in diesen Ländern gewesen; er hatte einmal als Student eine Reise nach einer größeren deutschen Stadt gemacht, war aber den ganzen Tag nicht aus dem Gasthofe gewichen, da ihn der Freund, der ihn herumführen sollte, im Stiche ließ und er sonst niemand kannte. Ebenso wenig kannte er das Leben außerhalb seines Dorfes und der benachbarten Pfarrhäuser. Aber das verschlug wenig; einige Reisebeschreibungen gaben das nötige Lokalkolorit und das Schema der Novellen blieb stets dasselbe mit wenigen Variationen. Die Erzählungen gefielen in dem Leserkreise der „Askalia“ ungemein. Sie spielten stets in den höheren Regionen der Gesellschaft, die der Verfasser, der sich nie darin bewegt hatte, so zeichnete, wie er und die Ladengjungfern sie sich vorstellten. Da die fromme Unschuld und das gläubige Gottvertrauen stets über die Nachstellungen der verdorbenen Weltkinder den endlichen Sieg davon trugen und meist die Heirat der den Fallstricken des Satans glücklich entronnenen, engelreinen Heldin mit einem, durch diese Reinheit angezogenen und bezwungenen Caballero (wenn das Stück in Spanien spielte) oder Marchese (wenn Italien der Schauplatz war) den Schluss bildete, so wuchs die Nachfrage nach Novellen von Lorenzo Rivalta so sehr an, dass sich die Redaktion veranlasst sah, dem Verfasser aus freien Stücken das Honorar für den Bogen von einem Tale auf einen Dukaten zu erhöhen.

Der Pfarrer von Annenstein bildete den ausgesprochenen Gegensatz zu seinem schriftstellernden Kollegen. Ein Bild der Gesundheit, trug der hochgewachsene, aus etwas grobem Holze geschnitzte Mann den buschigen Krauskopf auf mächtigem Stiernacken und wuchtigen Schultern. Saß der andere ruhig zu Hause; so war der Annensteiner ständig in Bewegung; hielt jener Tauben, so züchtete und dressierte dieser Hunde mit anerkannter Meisterschaft. Er hatte beständig eine Meute um sich: Dächsel, Hühnerhunde, ja sogar einen Saufänger, denn er betrieb mit Leidenschaft die hohe und die niedere Jagd. Das Pfarrhaus sah einem Forsthause ähnlich, so war es mit Flinten, Büchsen, Jagdranzen und Geweihen angefüllt. Der Pfarrer war anerkannt der stärkste Mann im Dorfe, ja weit in der Umgegend, was den Bauern gewaltig imponierte, während seine raue

---

5 A. von Tromlitz war das Pseudonym des Schriftstellers Karl August Friedrich von Witzleben (1773-1839), der als Verfasser von unterhaltsamen Novellen mit historischem Hintergrund erfolgreich war. Carl Franz van der Velde (1779-1824) arbeitete als Stadtrichter und betätigte sich nebenbei als Autor von historischen Romanen.

6 *Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüth und Publizität*, erschien in Frankfurt am Main bei Heller und Röhm.



Gutmütigkeit ihre Herzen gewann. In Annenstein hatten Advokaten und Richter nichts zu tun; der Pfarrer schlichtete alle Streitigkeiten, und wenn es nötig war, so ließ er den „Lausbuben“, zu welcher Kategorie für ihn alle jungen Männer unter dreißig gehörten, eine körperliche Züchtigung angedeihen, nach deren Wiederholung keinen gelüstete. Die Weiber sahen in ihm ihren Beschützer gegen gröbliche Misshandlung von Seiten ihrer Eheherrn, denen der Pfarrer mit doppelter Münze heimzahlte, und gingen in ihrer Bewunderung für ihn so weit, dass sie sogar seinen Gesang in der Kirche schön fanden. Der Schulmeister, der die Orgel spielte, war freilich sehr abweichender Meinung, denn der Pfarrer hatte durchaus kein musikalisches Gehör und sang alle Choräle ohne Ausnahme nach der Melodie: „Freut Euch des Lebens, Weil noch das Lämpchen glüht“ – aus dem einfachen Grunde, weil dies die einzige Melodie war, die er hatte in den Kopf bringen können.

Der Annensteiner war der stets gern gesehene Jagdgenosse des Grafen und sämtlicher Förster und Jagdfreunde der Umgegend: Während der Schonzeit beschäftigte er sich mit der Vertilgung des Raubzeugs. Man erzählte mancherlei Geschichten von seinen Jagdabenteuern. Es läutete zur Kirche, aber die Gemeinde erwartete vergebens den Pfarrer. Man erfährt, dass er vor Sonnenaufgang mit dem Dächsel die Pfarrei verlassen habe. Man läuft, man sucht und erblickt endlich in einem felsigen Tobel die langen Beine des Pfarrers, die in der Luft herum fuchteln, während der Körper in der Erde steckt. Man zieht den Pfarrer, der dem Ersticken nahe ist, heraus und mit ihm den Dächsel, den er am Schwanze gepackt hat. Der noch junge Hund hatte sich in einen Dachsbau eingelassen und bald Laut gegeben.

Der Pfarrer verstand sich besser auf Hundelaute als auf Kirchenmusik; er erriet sofort, das sein Hund mit einem alten Dachse im Kampfe sei und ohne Hilfe erliegen werde. Da die Röhre weit genug war, kroch er nach abgeworfenem Rocke mit vorgestrecktem Arme hinein, packte auch glücklich den Hund am Schwanze, konnte aber nun in der engen Röhre nicht wieder zurück kriechen und wäre erstickt, wenn man ihn nicht beizeiten entdeckt hätte. Der Pfarrer dankte, lief eilig nach Hause zog den Chorrock an, der Küster läutete zum zweiten Male und der Pfarrer sang den Choral 110 nach der Melodie „Freut Euch des Lebens!“ mit ganz besonderer Inbrunst, was von der Gemeinde sehr wohlgefällig bemerkt wurde.

Ein ander Mal trat er eben, im Ornat, die Bibel unter dem Arme und gefolgt von seiner Familie, aus der Türe der Pfarrei, um in die Kirche zu gehen, als er einen Habicht wahrte, der sich die Gelegenheit zu Nutze machen zu wollen schien, sich eine Beute zu holen. „Frau“, sagte er, „die Flinte!“ Ohne den Kirchengang zu unterbrechen, nahm er die Flinte, schoss den Habicht herab, stellte das noch rauchende Gewehr an die Kirchentür und hielt seine Predigt über die Abwehr des Bösen, welcher der Unschuld nachstellt, in so eindringlicher Weise, dass ein alter Bauer meinte, wenn der Teufel selbst in dem Habicht gesteckt hätte, so wäre es unmöglich gewesen, ihn eine bessere Leichenrede zu halten.

An einem schönen Sommernachmittage saß der Pfarrer von Annenstein in einer Laube seines Gartens neben der strickenden Gattin, schmauchte seine Pfeife, nahm zuweilen einen Schluck kalten Milchkaffees aus einer großen Henkeltasse und schaute seinen Kindern und seinen Hunden zu, die sich auf dem Rasen umher tummelten. Das waren ihm seine liebsten Ruhestunden; er schlug die Beine übereinander und klappte mit dem Pantoffel, der aus einem alten Stiefel hergestellt war, den Takt zu den Sprüngen der zwei- und vierbeinigen Lieb-linge. Zuweilen ging sogar die Pfeife aus. Dann schlug er sich Feuer und hielt den brennenden Zunder, bevor er ihn auf den Tabak legte, so lange zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken, bis er keinen Rauch mehr gab. In dieser idyllischen Ruhe störte ihn der Postbote durch Übergabe eines großen amtlichen Schreibens. Als er es gelesen hatte, perlten ihm zwei dicke Tränen aus den Augen und mit einem tiefen Seufzer reichte er es der Gattin: „Lies!“

Die Frau wurde blass und zitterte heftig. Im dem Schreiben stand eine lange Auseinandersetzung von Seiten der kirchlichen Oberbehörde, dass die Jagd für den geistlichen Stand nicht angemessen sei; dass dieselbe zwar in Anbetracht des Umstandes, dass viele würdige Diener der Kirche dieselbe bis jetzt, teilweise aus Gesundheitsrücksichten, ohne Beanstandung betrieben hätten, nicht gänzlich verbieten wolle, aber die Betreffenden doch darauf aufmerksam mache, dass diejenigen, welche fernerhin dem Jagdvergnügen frönen wollten, auf keine weitere Beförderung Anspruch zu machen hätten.

„Wir bleiben also zeitlebens in Annenstein“, sagte die Frau fest und bestimmt, obgleich man ihrer Stimme anhörte, dass sie mühsam nach Fassung rang.

„Das kannst du nicht wollen, Luise“, sagte der Pfarrer. „Du weißt, dass Annenstein eine der schlechtesten Pfarreien im Lande ist und wir jetzt schon Mühe haben, uns durchzubringen. Die Kinder wachsen in's Geld! Nein, nein! Ich gebe das Jagd auf! Das bin ich dir und unseren Kindern schuldig!“

„Du bist mir und unseren Kindern vor allen Dingen schuldig, dich am Leben zu erhalten“, sagte die Pfarrerin, indem sie ihn umarmte. „Du würdest, bevor du eine Beförderung erzieltest, vor Kummer und Herzweh zu Grunde gehen. Wir werden uns schon durchhelfen. Überlass mir die Antwort; ich will den Herren an deiner Stelle schreiben.“

„Sie verlangen keine Antwort! Da ist mit Schreiben nichts zu machen. Ich muss entweder mein ganzes Leben ändern oder hier ausharren bis zum Ende!“

„So wollen wir ausharren, Hans, aber zusammen: Das Übrige wird sich schon finden. Du gehst also übermorgen zur angesagten Rehjagd nach Hahnheim? Die Hand darauf!“

Die Sache war bald „übernuppt“, wie der Annensteiner zu sagen pflegte. Es gingen einige Jahre darüber hin, schwere Jahre, deren jedes eine Vermehrung des Kindersegens brachte, so dass der Pfarrer zuletzt in Verlegenheit wegen der Wahl von Gevattern kam, da die ganze Gegend auf Stunden im Umkreise schon in Anspruch genommen war und die Leute behaupteten, in Ermangelung passender Paten und Namen habe der Pfarrer seine Kinder nummeriert.

Es war große Jagd auf Edelmilch und Sauen im Hahnheimer Forst, an welcher der Erbprinz teilnahm.<sup>7</sup> Ein angeschossener Kapitalhirsch hatte sich in ein Dickicht geworfen. Der Pfarrer schloss aus dem dunklen, wenig schaumigen „Schweiß“, dass die Kugel etwas hinter dem Blatte in die Leber eingeschlagen sei. Der Pfarrer schritt neben dem Erbprinzen, der ungestüm gegen das Dickicht vordrang. „Zurück, Hoheit!“, rief er, indem er den Prinzen am Kragen packte. „Der Hirsch hat genug! In einer Viertelstunde ist er verendet. Aber jetzt kann er noch Unglück anrichten.“ Der Prinz, im höchsten Grade ärgerlich, wollte sich losreißen, aber in demselben Augenblicke brach der todwunde Hirsch aus dem Gebüsch hervor und warf sich mit einem Satze auf einen alten Förster, der eben einen Hund loskoppeln wollte. Ein Angstruf, ein Schlag - der Mann lag am Boden; der Hirsch, der ihm eine Augenzinke seines Geweihs in die Brust gerammt hatte und bei dem Stoße in die Knie gefallen war, raffte sich auf. Aber mit ein paar Sätzen war der Annensteiner über ihm, wie ein Blitz fuhr der Genickfänger herab und der Hirsch rollte zur Seite als leblose Masse. „Bravo, Pfarrer! Das haben Sie gut gemacht“, rief der Graf, herbeieilend. Der Förster war nicht unerheblich verletzt. Er lag bewusstlos. Der Prinz starrte, steif wie eine Bildsäule, den röchelnden Mann an, um welchen einige andere Förster, die mit Unglücksfällen dieser Art vertraut waren, sich bemühten. Der Pfarrer nahm seine Büchse wieder auf, die er im Feuer der Aktion von sich geworfen hatte, näherte sich dem Prinzen und zog die Mütze: „Ich bitte um Entschuldigung, Hoheit“, sagte er. „Aber Sie sehen, dass mit einem todwunden Tier nicht zu spaßen und auch keine Zeit zu verlieren ist!“ Der Erbprinz fiel dem Pfarrer um den Hals, küsste ihn auf die Wange und stammelte: „Ich danke.“

Der Pfarrer erhielt zu Weihnachten einen hübschen Briefbeschwerer aus oxydiertem Silber, einen sterbenden Hirsch darstellend, und ein Schreiben des Erbprinzen, worin dieser sich erbot, bei dem nächsten Knaben Patenstelle zu vertreten. Aber vor dem vom Prinzen gewünschten Patenkinde kamen noch einige Mädchen, und der Pfarrer kratzte sich öfter hinter den Ohren, wenn er in Tagen der Not die Anwandlung bekämpfen musste, seinen Silberhirsch in Silbermünze zu verwandeln.

Nach einigen Jahren beschloss ein „Nestbutzel“ die lange Reihe der Annensteiner Pfarrkinder. Aber unterdessen hatte der Erbprinz den Thron seines höchstseligen Vaters eingenommen.<sup>8</sup> „Darf ich dem gnädigen Herrn auch jetzt noch den Patenbrief zuschicken?“, fragte der Pfarrer den Domänenrat, dem er eigens deshalb einen Besuch machte.

„Wie können Sie nur so fragen?“, schnauzte der Domänenrat. „Glauben Sie, der hohe Herr werde als Fürst verleugnen, was er als Erbprinz versprochen? Geben Sie her, ich werde Ihr Schreiben selbst besorgen. Ich bin zum Vortrag

---

7 Bezieht sich vermutlich auf Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt (1777-1848), ab 1830 Großherzog Ludwig II. von Hessen und bei Rhein.

8 1830 folgte Erbprinz Ludwig seinem Vater Großherzog Ludwig I. (1753-1830) auf den Thron als Großherzog Ludwig II. von Hessen und bei Rhein.

über die landwirtschaftliche Krisis, die jetzt herrscht, nach der Residenz befohlen.<sup>9</sup> Bei der Gelegenheit kann ich ja die Sache besorgen.“

Einige Wochen verstrichen ohne Antwort. Es war im Lande nicht gebräuchlich, eine Taufe so lange zu verschieben. Der Domänenrat, den der Pfarrer bei einer Sitzung des Schächer-Clubs unter vier Augen befragte, rieb sich vergnüglich lächelnd die Hände und sagte: „Nur nicht drängeln, lieber Pfarrer. So hohe Herren lassen sich Zeit. Es handelt sich ja nicht um einen todwunden Hirschen, sondern um einen gesunden Buben!“

Endlich kam ein Brief des Domänenrates, des Inhaltes, Seine Hoheit nähmen die Patenstelle an, ersuchten, die Taufe an einem bestimmten Sonntage, und zwar nachmittags vorzunehmen, und bestellten, da Hoheit voraussichtlich nicht persönlich daran teilnehmen können werde, den Domänenrat Naumann zum Stellvertreter, dem die weiteren Befehle zugehen würden.

Der Termin der Taufe war ziemlich weit hinausgerückt. Der Pfarrer merkte wohl ein gewisses, geheimnisvolles Treiben in seinem Dorfe, achtete aber nicht weiter darauf.

Aber am Tauftage riss er die Augen auf. Im Dorfe wimmelte es von Besuchern; unter der Linde wurde eine Bühne für die Musikanten hergerichtet, auf der Dorfwiese ein Zelt aufgeschlagen, Tische und Bänke im Freien aufgestellt, das Schulhaus, das Rathaus und die Kirche mit grünen Sträuchern und Kränzen geschmückt. Die Amtsbrüder kamen zu Hauf mit Frauen, Söhnen und Töchtern, und endlich erschien, auf dem Wege von Mockheim her, eine lange Kolonne von Reitern und Wagen, voraus, hoch zu Ross, der Domänenrat in Gala-Uniform.

Aber er blieb stumm wie ein Fisch, nachdem er den Pfarrer begrüßt und gebeten hatte, die Taufe sofort vorzunehmen. Während der Zug in die Kirche ging, schwenkten die sorgfältig gedeckten Wagen ab, die einen auf die Dorfwiese, die andern in den Pfarrhof.

Der Pfarrer vollzog die Taufhandlung; die Kinder des Dorfes sangen nach einer Melodie, welche ihm bekannt vorkam. Es war „Freut Euch des Lebens“ mit einem vom Schulmeister untergelegten Texte, der sich auf das Fest bezog. Dann trat der Domänenrat vor den Altar und sagte: „Hört alle! Seine Hoheit, der regierende Fürst hat mir als seinem Stellvertreter die Taufe so auszurichten befohlen, als ob er Höchstselt selbst persönlich dabei sei. Hier, lieber Herr Pfarrer, das Dokument, wonach seine Hoheit die Patenstelle annimmt, das dem Kirchenbuche einzuverleiben ist. Das ist eine Freudenbotschaft für euch alle! Vergnügt euch, so gut ihr könnt, und so gut ich es euch im Namen des Fürsten bieten kann. Dann aber“, fuhr er fort, ein zweites Dokument hervorziehend, „habe ich noch Ihnen, Herr Pfarrer, das Patengeschenk zu überreichen. Es ist wohl eine Freudenbotschaft für Sie, aber zugleich vielleicht eine Trauerbotschaft für euch, meine lieben Annensteiner. Ihr verliert euren Pfarrer, dem ihr, ich weiß es, an-

---

9 Die Residenzstadt des Großherzogtums war die Stadt Darmstadt.

hänglich seid, er ist zum Pfarrer von Pfungsheim ernannt.<sup>10</sup> Hier das Dekret! Auf dem Hofe stehen die Wagen mit den Möbeln und dem übrigen Hausrat, die ihm der Fürst zu seiner Einrichtung dort schenkt, und auf der Wiese werden die Wagen abgepackt sein, deren Inhalt uns schmecken soll! Ein dreifach donnersdes Hoch auf den Fürsten und ein Hoch dem Pfarrer von Pfungsheim!“

Dem Pfarrer schwindelte es: Pfungsheim war eine der besten Pfarrstellen im Lande. Der Domänenrat hielt den Pfarrer, der auf seinen Beinen schwankte, während unendlicher Jubel losbrach. „Domänenrat“, sagte der Pfarrer, „jetzt gehe ich nicht mehr auf die Jagd!“ Und er hat Wort gehalten. –

Kehren wir zum Schächerbund und seinen Anfängen zurück. Es war damals die Zeit der Spionenriecherei und es wimmelte im Lande von feinen Spürnasen, diensteifrigen Strebern, die den schwächigsten Strohalm als Sprosse in der Leiter ihres Emporklimmens zu benutzen verstanden.<sup>11</sup>

Der Graf war in die Hauptstadt zu den Sitzungen der Kammer abgereist, deren erbliches Mitglied er war.<sup>12</sup> In gewohnter Weise hatte er sich sofort nach seiner Ankunft im engsten Familienzirkel des regierenden Herrn eingefunden, mit dem er die Universität besucht und damals Schmollis getrunken hatte. Der regierende Herr hatte durchaus darauf bestanden, dass die Dutzbruderschaft auch nach seiner Thronbesteigung fortgesetzt werde, und der Graf war stets ein willkommener Gast im engsten Familienkreise, zu welchem nur die obersten Hofchargen zugezogen wurden.

Es ging dort sehr gemütlich zu. Die Herren rauchten lange Pfeifen, tranken Bairisches Bier und zupften um die Wette mit den Damen Lappen von bunter Seide zu Charpie, aus welcher dann Plüsch zu Phantasiegerätschaften gemacht wurde. Das große Wort in dem Damenkreise führte eine alte, verhutzelte, aber immer noch quecksilbrige Französin, eine Art Erbstück aus der Armee des

---

10 Pfungsheim ist vermutlich eine Abwandlung für Pfungstadt, 10 Kilometer südwestlich von Darmstadt gelegen.

11 Vogt spielt hier auf die politisch unruhige Zeit des Vormärz an. Während die großherzogliche Regierung in Darmstadt strikt an der Metternichschen Politik festhielt und alle nationalen und freiheitlichen Bewegungen zu unterdrücken suchte, setzte sich das liberale Bürgertum und große Teile der Studentenschaft an der Landesuniversität Gießen für politische Veränderungen ein. Diese „revolutionären Umtriebe“ boten immer wieder Anlass zu Denunziationen und für die hier angesprochene „Spionenriecherei“.

12 Nach der Einführung einer landständischen Verfassung im Großherzogtum Hessen im Jahr 1820 waren die Landstände in zwei Kammern vertreten. Die Mitglieder der Ersten Kammer gehörten dem Adel und den Standesherrn an, zu ihnen gehörten einige der ehemals regierenden Fürsten, die 1815 durch den Wiener Kongress ihr Land an das Großherzogtum Hessen hatten abgeben müssen, nicht aber ihren Privatbesitz. Die Zweite Kammer wurde von den gewählten Volksvertretern gebildet. Mitglied der Ersten Kammer war auch der Graf von Isenburg, dessen Grafschaft zwar den Reichsdeputationshauptschluss zunächst noch überstanden hatte, 1816 aber dem Großherzogtum Hessen zugeschlagen wurde. Das historische Vorbild für den hier geschilderten Grafen von Mockheim, der zu den Sitzungen der Kammer reist, dürfte in Graf Ernst Casimir III. von Isenburg-Büdingen (1781-1852) zu sehen sein.

Prinzen von Condé.<sup>13</sup> Sie wohnte im Schlosse, erschien unausbleiblich bei jeder Mahlzeit, entwickelte einen fabelhaften Appetit und packte nebenbei in einer großen Ridicule alles Dessert ein, dessen sie habhaft werden konnte. Sie hatte keine Stellung, nicht einmal eine nominelle Sinecure bei Hofe; man hatte niemals erfahren können, ob sie ihren hochtönenden Emigrantennamen mit Recht trage oder ob sie vielleicht nur Marketenderin gewesen sei; aber trotz aller Spötteleien des Erbprinzen, der ihr manchen Schabernack antat, behauptete sie standhaft ihren Platz, gestützt auf die Gunst des regierenden Herrn, dem sein Bier offenbar nicht schmeckte, wenn er nicht das Spinnrad hörte, von welchem Frau von Ricourt ihren unendlichen Phrasenschwall abhaspelte.<sup>14</sup>

Diese erfindungsreiche Französin hatte einigen Sinn in das langweilige Charpiezupfen gebracht. Die Farben und Nuancen der Läppchen welche verteilt wurden, hatten ebenso ihre Bedeutung wie der Stoff des Gewebes selbst; es war eine Art Blumensprache, die auf diese Weise Geltung und Beachtung fand.

Der Graf, dem schon beim Eintritte der kühle Empfang des regierenden Herrn aufgefallen war, fühlte sich nicht wenig betroffen, als ihm die „französische Hexe“, wie er Frau von Ricourt zu nennen pflegte, mit hämischem Grinsen ein Läppchen bot, das nur „Hochverräter“, oder wie man damals zu sagen pflegte, „Krawaller“ bedeuten konnte. Er sah den regierenden Herrn an, als wollte er fragen: „Bist du damit einverstanden?“ Der Fürst nahm eine grimmige Miene an, sagte nichts, blies einige große Wolken aus der Pfeife und beschäftigte sich solange mit einem Bierglase, dass man hätte glauben können, er wolle darin übernachten. Frau von Ricourt öffnete nun alle Schleusen ihrer Beredsamkeit und ließ wahre Sturzbäche von Phrasen über Loyalität, Gesinnungstüchtigkeit, Opferfreudigkeit für den Monarchen und das monarchische Prinzip nieder-rauschen, untermischt mit Wehschreien über die Verderbtheit der Zeit und die Ruchlosigkeit aufrührerischer Gesinnungen, die sich sogar in der höheren Gesellschaft, und namentlich bei einigen, früher reichsunmittelbaren Mitgliedern des höchsten Adels einzuschleichen drohten.

Der Graf war wie vom Donner gerührt, konnte aber doch so viel Herrschaft über sich gewinnen, dass er in freundlicher Weise, Ermüdung von der Reise vorschützend, Abschied nahm, nicht ohne dem regierenden Herrn dabei leise zuzuflüstern, er werde vielleicht schon morgen etwas unter vier Augen mit ihm zu besprechen haben. Er fuhr unmittelbar, da es noch früh am Abend war, zum Minister der Justiz und Polizei. Er traf den Minister noch an der Arbeit, in einem Haufen von Papieren vergraben.<sup>15</sup>

---

13 Louis Joseph von Bourbon (1736-1818), Prinz von Condé, Anführer einer französischen Emigranten-Armee.

14 Marie Luise Antonie von Ricour, geborene Freiin von Türckheim, war eine der beiden Schlüsseldamen im Hofstaat der Großherzogin von Hessen und bei Rhein, vgl. Hof- und Staats-Handbuch des Großherzogtums Hessen für das Jahr 1835, Darmstadt 1835.

15 Minister des Innern und der Justiz im Großherzogtum Hessen war im fraglichen Zeitraum Karl Wilhelm Heinrich Du Bos Freiherr du Thil (1777-1859), 1820 hessen-darmstädtischer Minister, 1821 Leiter der Ministerien der Auswärtigen Angelegenheiten und des Großher-

Eine gewichtige Persönlichkeit, dieser Minister, der seine Überlegenheit einigen physischen, in das psychologische Gebiet übertragenen Eigentümlichkeiten verdankte. Er hatte eine ungeheure Glatze, die mit weißem Wachs glänzte so auffallend strahlte, dass man behauptete, er lasse sich jeden Morgen von seinem Kammerdiener den Schädel mit einer Paste polieren, deren Beschaffung, neben der des Schuhwerkes und der neuesten Modeartikel für den Hof, eine der wesentlichsten Obliegenheiten des fürstlichen Gesandten in Paris bildete. Unter dieser, ein unheimliches Licht verbreitenden Glatze funkelten große, achteckige, blau angelaufene Brillengläser. Der Minister war ein leidenschaftlicher Spaziergänger; aber nach der Behauptung der etwas illoyal angehauchten Residenzbewohner ging er nicht zum Vergnügen oder aus Gesundheitsrücksichten, sondern bügelte mit seinen unendlichen Plattfüßen die Promenaden um die Residenz glatt, damit die hohen Herrschaften keinen Anstoß litten.<sup>16</sup> Außer der Glatze war seine Hauptwaffe in der Diskussion eine runde Schnupftabakdose aus Buchsbaumholz, deren Deckel einen kreischenden Ton beim Aufdrehen gab. Wenn ein Mitglied der Opposition einen Angriff beabsichtigte, so brachte ihn der quietschende Ton des Dosendeckels aus der Fassung. Erhob sich dann der Minister, um nach genommener Prise zu antworten, so ließ er erst den Schein seiner Glatze durch leichtes Beugen und Drehen des Hauptes über die Bänke gleiten, was auf die Abgeordneten eine hypnotisierende Wirkung übte, und bügelte dann mit Phrasen, ebenso breit wie seine Füße, die von der Opposition erhobenen Einwürfe ebenso glatt wie die Promenaden um die Residenz. Die Reden machten um so mehr Eindruck, als sie in echtem münsterländischem Dialekte vorgetragen wurden. Mensk, Disk, Skinken klangen den Abgeordneten vom Lande sehr absonderlich, und wenn der Minister von der „Verskimpfung des monarkischen Prinzipes“ sprach, so gruselte es ihnen.<sup>17</sup>

Der Graf kannte seinen Mann von Jugend auf, wo er noch die nicht hypnotisierende Glatze besaß, die jetzt mit einer Samtmütze bedeckt war. „Was für eine

---

zoglichen Hauses sowie der Finanzen, seit 1829 statt der Leitung des Finanzministeriums Direktor des Innen- und Justizministeriums, 1829 dirigierender hessen-darmstädtischer Staatsminister. Du Thil vertrat eine äußerst restriktive Politik und gehörte zu den eifrigsten Verfechtern des Metternichschen Unterdrückungskurses.

- 16 Diese Schilderung des Glattbügelns mit Plattfüßen findet sich ganz ähnlich in der Autobiographie von Carl Vogt, allerdings ist sie dort nicht bezogen auf Du Bos du Thil, sondern diese Eigenschaft wird vielmehr dem Gießener Rechtsprofessor Friedrich von Lindelof (1794-1882) zugeschrieben, der mit seinen großen platten auswärtsgestellten Füßen in Gießen „die Schoor glatt gebügelt“ haben soll (vgl. Carl Vogt, *Aus meinem Leben*, S. 52/53). Vogt hat hier offenbar in dichterischer Freiheit Wesenszüge von Lindelof auf Du Bos du Thil übertragen.
- 17 Auch hier charakterisiert Vogt den hessen-darmstädtischen Justizminister Du Bos du Thil in dichterischer Freiheit mit einer Eigenschaft – dem münsterländischen Dialekt –, die dieser gar nicht haben konnte, denn Du Bos du Thil stammte aus Braunfels und nicht aus Westfalen. Vogt greift hier abermals auf eine Schilderung in seiner Autobiographie zurück, mit ganz ähnlichen Worten wird darin der Dialekt des gebürtigen Westfalen und Gießener Medizinprofessors Johann Bernhard Wilbrand (1779-1846) ins Lächerliche gezogen (vgl. Carl Vogt, *Aus meinem Leben*, S. 60).

Teufelei ist denn wieder los, Exzellenz?“, herrschte er den Minister an, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte und ihn verhinderte, aufzustehen und die Glatze zu entblößen. „Was geht vor? Heraus mit der Sprache! Ich komme eben aus dem Schlosse, wo ich sonderbare Dinge gehört habe und ich will wissen, was dahinter steckt.“

Der Minister, aller seiner Hilfsmittel beraubt, denn auch die Dose hatte der Graf weggeschoben, fiel in sich zusammen wie ein Taschenmesser und beichtete. Es seien seltsame Berichte über gefährliche Agitationen, besonders in den ehemals reichsunmittelbaren Gebieten, eingegangen und die Fäden schienen in dem Lande des Herrn Grafen zusammenzulaufen. „Hier“, sagte der Minister, „habe ich einen Bericht über den Mittelpunkt der geheimen Verbindungen, der sich in Mockheim befinden soll. Der Pfarrer und der gräfliche Verwalter dort seien die Chefs und einige benachbarte Pfarrherren Mitglieder des Komitees.“ – „Warum nicht gar“, stammelte der Graf. „Pffiffig? Naumann?“ – „So heißen sie in der Tat“, sagte zustimmend der Minister. „Ich bin genau unterrichtet. Morgen Nachmittag um vier Uhr soll eine Versammlung der Zentralbehörde, die sich den Namen ‚Mitteldeutscher Schächerbund‘ beilegt, in Mockheim und zwar in Ihrem eigenen Schlosse stattfinden, wo an den Dachgiebeln rote Fahnen ausgehängt werden, um den aus der Umgegend herbeikommenden Verschworenen anzuzeigen, dass die Luft frei sei.“ – „Nachmittags vier Uhr, sagen Sie?“ – „So steht es in dem Berichte.“ – „Nun, dann habe ich Zeit hinzukommen“, sagte der Graf sich erhebend. „Ich will selber über die Kerle herfallen. Ihr Wort darauf, Exzellenz, dass Sie bis zu meiner Rückkehr nicht eine Silbe über die Sache verlauten lassen!“ – „Verschwiegen wie das Grab, Herr Graf.“ – „Ich verlasse mich auf Ihr Wort! Leben Sie wohl!“

Während seiner Fahrt stellte der Graf tiefsinnige Betrachtungen an, die stets auf dasselbe Resultat hinausliefen. Unmöglich! Sagte er sich. Der Verwalter hängt durch alle Fasern seines innersten Wesens mit den bestehenden Verhältnissen zusammen. Er sollte auf Umsturz sinnen und sogar Hand an das Werk legen? Und Pffiffig, den ich durch Verleihung meines Patronats auf ewig verpflichtet habe und dem die Erziehung seiner Kinder und einiger Pächtersöhne kaum Zeit lässt, sich mit den Feuerspritzen und seiner Drehbank zu beschäftigen! Der Pfarrer von Hahnheim, der nur an seine Tochter und seine Schwartemagen denkt und der Pfarrer von Auheim, der erst im letzten Jahr wegen „seiner besonderen Würdigkeit“ den Titel „Dekan“ erhielt! Unmöglich, Unmöglich!

Als sie in die Nähe von Mockheim kamen, beugte sich der alte Kammerdiener des Grafen, der hinten aufsaß und sich schon ein Wort erlauben durfte, etwas vor und sagte: „Der Herr Graf kommen ganz recht; Sie treffen die Herren beisammen!“ Der Graf fuhr auf, als wäre er von einer Natter gestochen. „Was? Wieso? Woher weißt du das, Christian?“ – „Die rote Fahne hängt ja aus dem Giebelfenster! Wollen der Herr Graf selbst sehen?“, fügte Christian hinzu, indem er den Feldstecher reichte. „Wenn die heraushängt, dann kommen der Herr Dekan von Auheim und der Herr Pfarrer von Hahnheim und dann setzen sie sich mit dem Herrn Domänenrat und dem Herrn Pfarrer Pffiffig in eine Stube



auf dem Schlosse zusammen und niemand darf hinein, und die Magd muss den Wein, den sie trinken, vor die Türe stellen, und es dauert oft sehr lange, bis einer der Herren ihn holt. Ich glaube, wenn Feuer ausbräche, würden der Herr Domänenrat, der doch sonst immer bei der Hand ist, und der Herr Pfarrer, ohne den die Spritze nicht in Tätigkeit kommen kann, lange auf sich warten lassen.“ – Was treiben sie denn so heimlich?“, fragte der Graf, seine Bewegung bemeisternd. – „Kein Mensch weiß es. Sie schleppen aber einen Kasten, auf dem mit roten Buchstaben ‚Bundeslade‘ geschrieben steht, an den Ort, wo sie sich versammeln. Der Herr Domänenrat lässt das durch die Knechte besorgen, die ja, wenn sie auf die Vorwerke fahren, ihren Weg über Auheim oder Hahnheim nehmen müssen.“ – „Es ist gut, Christian“, sagte der Graf, „gib mir eine andere Pfeife, diese zieht nicht!“

Der Graf sprang mit einem Satze aus dem Wagen, stürmte die Treppe hinauf, ehe jemand ihn anmelden konnte und wie eine Windsbraut in das Zimmer hinein. Die vier Herren fuhren überrascht von ihren Sitzen auf. Der Graf sah zwei Schachtische und im Hintergrunde den ominösen Kasten der Bundeslade. Er fasste sich schnell. „Bitte, meine Herren, lassen Sie sich nicht stören. Wie ich sehe, sind beide Parteien ja schon lebhaft engagiert. Ich hatte ein Geschäft in Friedheim, und da es unerwartet schnell erledigt war, wollte ich lieber den Abend und die Nacht hier in Mockheim zubringen als in der schlechten Dorfschenke.“ Er überflog die beiden Schachbretter. „Wie geht es, lieber Herr Dekan? Gut, wie ich sehe, denn der Domänenrat ist schon so gut wie geschlagen und matt gesetzt. Und die beiden Herren Geistlichen? Die Partie wird sich in die Länge ziehen, wie alle Streitigkeiten zwischen Theologen.“

Der Domänenrat hatte sich zuerst von der Überraschung erholt. „Sie sehen, meine Herren“, sagte er, „der Herr Graf ist Meister in unserem edlen Spiele, wie ich schon seit langer Zeit aus schmerzlicher Erfahrung weiß. Da uns nun der Herr Graf heute die Ehre seines Besuchs gönnt, so schlage ich vor, wenn der hohe Herr dies gnädigst annehmen will, ihn feierlichst zum Ehrenmitgliede unseres mitteldeutschen Schächerbundes zu ernennen und lade unsern Herrn Dekan ein, wenn dies anders dem Herrn Grafen genehm ist, mit demselben die Bundespartie zu spielen!“ Der Graf nickte lächelnd seine Zustimmung. „Pfiffig“, fuhr der Domänenrat fort, „öffnen Sie die Bundeslade und stellen Sie Ihr Spiel auf, denn Sie haben ja die Figuren gedrechselt und geschnitzt!“

Pfiffig kramte eine seltsame Zusammenstellung grotesker Schachfiguren aus. Dann klappte er ein wunderlich geschnörkeltes, großes Spielbrett auseinander. „Das Brett bedarf einer Erklärung, Herr Graf“, sagte der Domänenrat. „Es ist das Werk der beiden würdigen Pfarrherren, die Sie hier vor sich sehen. Wie Ew. Gnaden wissen, ist der Superintendent unserer Kirchenprovinz durch seine ungläublichen Naivetäten mehr berühmt als durch seine Weisheit. Hunderte von Anekdoten sind über ihn im Umlauf. Die Herren haben sich nun den Spaß gemacht, aus seinen im Drucke erschienenen Kanzelreden die passenden Worte auszuschneiden und so auf die schwarzen Felder aufzukleben, dass jedes eine charakteristische Anekdote enthält. Wollen der Herr Graf sich selbst über-

zeugen? Hier auf dem ersten Felde die berühmte Examenfrage: ‚Wann wurde Christus geboren?‘ mit der einzig richtigen Antwort: ‚Gerade zur rechten Zeit, wie es der Wille war seines Vaters im Himmel.‘, und hier auf dem letzten Felde die denkwürdigen Worte: ‚Die schönsten Passagen ausgelassen!‘ Diese Worte sprach der Herr Superintendent, als seine Kollegen die Probepredigt eines Kandidaten unter alle Kritik befunden und dadurch dem Kandidaten das Geständnis abgepresst hatten, dass er eine gedruckte Predigt des Herr Superintendenten auswendig gelernt und hergesagt habe. ‚Ja!‘, sagte der würdige Herr, ‚ja! Aber die schönsten Passagen ausgelassen!‘,

Der Graf lachte aus vollem Halse. ‚Nein‘, sagte er, ‚auf solchem Brette spiele ich nicht! Ich könnte nicht umhin, die Anekdoten zu lesen, statt auf die Züge meines Gegners zu achten. Aber ich möchte den Herren einen Vorschlag machen. Ich gestehe, dass ich einigen Appetit verspüre. Naumann wird uns wohl etwas Solides vorsetzen können, und wenn die Herren damit einverstanden sind, so feiern wir meine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Schächerbundes statt mit einem Spiele mit einigen Flaschen Steinberger Kabinett, den ich der Güte des Herzogs von Nassau verdanke.‘<sup>18</sup>

Man trennte sich erst spät in heiterster Stimmung. Der Graf hatte seinen Wagen für eine frühe Stunde bestellt. Vor Schlafengehen hatte er aber noch eine lange Unterredung mit dem Verwalter, und ehe er abfuhr, wurde die Bundeslade so sorgfältig verpackt, dass selbst Christian sie nicht erkennen konnte, in den Wagen gebracht.

Der alte Christian versicherte in dem sogenannten „Hunds-Club“ der Residenz, der größtenteils aus Bediensteten des Hofes bestand und deshalb auch der „Rothosen-Club“ genannt wurde, dass er seinen Herrn noch niemals in solcher Stimmung gesehen habe wie auf der Rückfahrt von Mockheim. Er sei auf dem Bocke fast unablässig beschäftigt gewesen, Pfeifen zu stopfen und Feuer zu schlagen; der Herr Graf habe geraucht wie der Schlot seines Eisenhammers, was immer ein Zeichen besonderer Erregung sei. Dazwischen habe er bald geflücht wie ein Heide, bald gelacht oder gar Schelmenlieder geträllert und ganz sinnlose Phrasen gesprochen wie: „Russen und Polen, ein Volk!“ „Gerade zur rechten Zeit!“ „Das Zentrum überflügelt!“ „Dir werde ich ein Skinkenstulle mit Pumpernickel streichen, an der Du deine Freude haben sollst!“ – Wir begreifen, was Christian nicht begreifen konnte.

Der Graf ließ sich die Bundeslade in das Schloss tragen, wo er unangemeldet Eintritt hatte. Er fand den Fürsten in heiterster Stimmung; der Hofmarschall hatte soeben gemeldet, dass eine frische Sendung vorzüglichen bairischen Bieres angelangt sei. „Du warst über Land?“, redete der Fürst den Grafen an. – „Ja, ein unaufschiebbares Geschäft“, antwortete dieser. „Ich habe dir etwas mitgebracht. Du spielst doch noch zuweilen Schach?“ – „Selten“, antwortete der Fürst. „Es regt mich zu sehr auf. Manchmal mit dem Justizminister, wenn seine Vorträge gar zu langweilig werden.“ – „Dann bitte ich dich, deine nächste Partie mit ihm

---

18 Dies ist vermutlich eine Anspielung auf Herzog Wilhelm I. von Nassau (1792-1839), Herzog von 1816 bis 1839.

auf diesem Brette zu spielen“, sagte der Graf, die Bundeslade öffnend. Der Fürst schüttelte sich vor Lachen, als er die Devisen las. „Meisterhaft“, sagte er. „Ich sehe den würdigen Prälaten vor mir mit seinem wohlgemästeten Bäuchlein, den kurzen Beinchen und den drallen Waden, wie er dem armen Schulmeister, der ihm klagt, er müsse verhungern, tröstend sagt: ‚Tun Sie das! Sie werden Aufsehen erregen! Ihre Nachfolger werden es besser haben!‘ Wahrhaftig, Louis“, fuhr der Fürst fort, dem Grafen die Hand schüttelnd, „du hättest mir keine größere Freude machen können. Aber wo hast du das Kabinettstück mit den dazu gehörenden kostbaren Figuren aufgetrieben?“ – „Wenn dir deine Regierungssorgen Zeit lassen, erzähle ich dir’s! Aber es ist eine lange Geschichte.“ – „Nimm den Ulmerkopf und erzähle mir’s. Der Justizminister kommt erst in einer Stunde zum Vortrage. Bis dahin wirst du wohl fertig sein.“

Der Graf setzte den Ulmerkopf in Brand und erzählte. Der Fürst wurde anfangs sehr ernst, aber allmählich erheiterte er sich und sagte: „Bravo! Das hast du gut gemacht!“ – „Ich bin noch nicht ganz zu Ende“, meinte der Graf. „Was willst du mit diesem Gespenster sehenden Kreuzkopfe machen, der dir sogar gegen mich einen Floh hinter das Ohr gesetzt hat? Ich hab’s wohl gemerkt vorgestern Abend! Ich hätte gedacht, du kenntest deinen Jugendfreund besser!“ – „Na, nimm mir’s nicht übel! Sie hatten mich in der Tat verhetzt!“ – „Gib dem Schleicher seinen Abschied!“ – „Hm! Das geht nicht! Aber wenn du damit zufrieden bist, werde ich ihm einen Denkkettel anhängen, den er nicht hinter den Spiegel stecken wird.“ – „Auch recht!“, meinte der Graf, die Asche aus dem ausgerauchten Ulmerkopfe schüttelnd, „Auf Wiedersehen!“

Die Promenaden blieben acht Tage lang ungebügelt. Dann erschien der Justizminister wieder, aber die Glatze warf nicht mehr den alten Schein. Der Graf machte sich seit dieser Zeit in der Kammer zuweilen den Spaß, eine hypnotisierende Rede des Ministers dadurch zu stören, dass er ein Zeitungsblatt vornahm und halblaut, doch dem Minister vernehmlich, das Wort „Schächerbund“ aussprach. Der Minister verwirrte sich dann, warf einen hilfeschendenden Blick nach dem Präsidenten, der, wie eine Sphinx, in stummer Ruhe verharrte, und um den Effekt der Rede war es getan.

Dies war die Rache des Grafen und das Ende war die Pensionierung des Ministers, die er aus Gesundheitsrücksichten nachsuchte und die ihm in Gnaden gewährt wurde.<sup>19</sup>

Es ist jetzt Zeit, zu dem jungen Pffiffig zurückzukehren, der in der bezeichneten Umgebung zum ersten Male, als einziger Stammhalter nach Vortritt einer erklecklichen Anzahl von Mädchen, die Wände aus einer kunstvoll vom Vater gedrechselten Wiege beschrie. Bei dem ersten Kinde hatte der mit den Feuerspritzen zu sehr beschäftigte Vater dieses Möbel nicht vorgesehen; da es aber im Frühjahr kam, so hatte die Frau Pfarrerin als kluge und praktische Hausfrau den Wursttrog, der ja doch nur im Winter Verwendung fand, zur Wiege ausersehen.

---

19 Du Bos du Thil wurde im Rahmen der Märzrevolution von Großherzog Ludwig II. von Hessen am 5. März 1848 entlassen, die hier genannten gesundheitlichen Gründe können also für seine Pensionierung nicht die ausschlaggebenden gewesen sein.

Es war ein gemütliches Familienbild: die Frau Pfarrerin am Tische, mit Zurüstung des Gemüses beschäftigt, mit dem Wursttroge vor sich, den das kleine Wesen darin durch seine Bewegungen selbst in beständiges Schwanken versetzte. Als der Doktor seinen ersten Besuch nach den gebräuchlichen acht Tagen machte (man berief ihn nur in sehr schwierigen Fällen, begnügte sich aber sonst mit der Hebamme), fand er die Wöchnerin in dieser Situation. Achtlos und hastig, wie er war, warf er seinen Überrock über das „Butterbülche“, in der Meinung, es enthalte Kinderwäsche. „Herrjeh!“, rief die Pfarrerin entsetzt, „herrjeh! Herr Doktor, da ist ja das Kind drin.“

Das Mädchen war in dem Wursttroge so gut geraten, dass die Frau Pfarrerin auch bei ihren späteren Kindbetten, die sich nach fast regelmäßigen Zwischenpausen einstellten, keine Wiege wollte. Erst als der Stammhalter erschien, gab sie, wenn auch nicht ohne einige bange Ahnungen, dem Drängen ihres Gemahls nach. Aber das ungewohnte Möbel stand ihr überall im Wege; es knackte zuweilen unheimlich in den Fugen, wenn der kleine Pfiffig ungefügg mit den Beinchen strampelte, und so wurde bald eine der jüngeren Schwestern als „Kuhschwanz“ angestellt, wie Vater Pfiffig sich scherzhaft ausdrückte, indem er damit auf die bekannte Geschichte aus Hebels Schatzkästlein anspielte,<sup>20</sup> der zufolge eine Bäuerin die Wiege ihres Sprösslings an den Schwanz der Kuh in dem Stalle daneben so kurz angebunden hatte, dass diese die Wiege ins Schaukeln brachte, wenn sie den Schwanz an den Leib zog.

Während des Kinderlebens unseres Helden wuchsen die älteren Schwestern heran, verlobten sich mit Kandidaten und Studenten der Theologie, die dem Vater zuweilen beim Predigen aushalfen, oder mit jungen Forstgehilfen, die zu den Jagden des Grafen beigezogen wurden, und warteten geduldig als liebende Bräute auf die Versorgung des Geliebten und die Heirat, die im glücklichsten Falle nach Ablauf von sechs bis acht Jahren stattfinden konnte. Sie halfen der Mutter im Haushalt, erlaubten sich ein Tänzchen bei der Kirchweihe mit dem Bräutigam, der meist seine Ferien in dem Hause des zukünftigen Schwiegervaters zubrachte, machten sentimentale Spaziergänge bei Mondenschein, wenn die Witterung es zuließ, strickten eine ungeheure Anzahl von Strümpfen, schneiderte ihre eigenen und die Kleider der Geschwister nach alten Modezeitungen, häkelten Börsen für das Geld, welches der Bräutigam jetzt zwar noch nicht hatte, aber später verdienen würde, und stickten die unglaublichsten Dinge für Namens- und Geburtstage, für Weihnachten und die Wiederkehr des Verlobungstages: Tabaksbeutel, Zunderbüchsen, Griffe für den Feuerstahl, Briefbeschwerer, Turngürtel, Hosenträger, Gitarrenbänder, Pfeifenquasten und ähnliche Sachen. In den Stickmustern spielte das Vergissmeinnicht die Hauptrolle, aber auch Männertreu, Efeu, Winde, Jelängerjelieber und anderes bedeutsames Kraut wurde nicht vergessen, und zwei sich schnäbelnde Turteltauben auf blühenden

---

20 Johann Peter Hebel (1760-1826) gilt als der bedeutendste alemannische Mundartdichter. Bei dem „Schatzkästlein“ handelt es sich um eine Sammlung der interessantesten Kalendergeschichten Hebels, die 1811 unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ erschienen.

Rosenzweigen bildeten gewöhnlich dann Mittelpunkt des sinnbildlichen Gerankes.

Vater Pfiffig fand indessen, dass die lange Zeit des Brautstandes seiner Töchter auf diese Weise nicht vorteilhaft für sie ausgefüllt sei und er trachtete, sie einstweilen und zwar „anständig unterzubringen“. Die Mädchen hatten durch ihren Vater den nötigen Unterricht erhalten; die Mutter hatte ihnen mitgegeben, was sie selber von Haushaltung und weiblichen Arbeiten wusste und jeweilige Besuche bei einer Tante in der Residenz waren dazu benutzt worden, ihnen einen „höheren Schliff zu geben.

Mit Hilfe der Frau Gräfin, des Domänenrates und dessen Schwagers, der das weitläufige Gut eines adligen Fräuleinstiftes in einiger Entfernung bewirtschaftete, wo einige verhutzelte „gnädige Freifräuleins“ öfter ihre Sommertrocknung abhielten (denn Sommerfrische konnte man es wohl nicht nennen), gelangte Vater Pfiffig ziemlich leicht und rasch zum Ziele. Die verlobten Pfarrerstöchter krochen als „Fräuleins“, ja selbst als Vorleserinnen und Gouvernanten in Stellen unter, wo sie in der Tat nur höhere Kammerjungfern, Krankenwärterinnen oder Kindermägde waren, das letzte sogar nicht einmal nach Fröbel'schem System, das damals zwar vielleicht schon erfunden, aber noch nicht allgemein bekannt war.<sup>21</sup> Elend bezahlte und dornenvolle Stellungen; – aber Vater Pfiffig versicherte, seine Töchter sähen nicht so sehr auf hohen Lohn, als auf anständige und liebevolle Behandlung; sie wünschten, als Glieder der Familie angesehen zu werden. Wenn auch die Herrinnen „gut gegen sie“ waren, so blutete das Herz der armen Dinger doch beständig aus tausend Wunden. Sie waren, wie Fitchers Vogel im Märchen, nicht in der Familie, aber auch nicht außer der Familie; nicht unter der übrigen Dienerschaft, aber auch nicht über derselben; sie wurden in die Ecken gestopft, in welchen ein Gummibaum zur Dekorierung fehlte, und von den Freunden des Hauses entweder übersehen oder mit jener bemitleidenswerten Herablassung behandelt, die umso tiefer kränkt, je größer das Bewusstsein des eigenen Wertes ist. „Sie armes, deutsches Huhn!“, sagte einmal eine kecke Amerikanerin, welche eine der Töchter Pfiffigs bei einer Freundin traf, der sie ihr Leid klagte. Ihr einziger Trost war die Korrespondenz mit den Eltern, den Geschwistern und namentlich mit dem Verlobten; aber auch diese wurde auf das geringste Maß beschränkt, schon wegen des teuren Portos, dann aber auch, weil die vielfachen Geschäfte, zu welchen sie herangezogen wurden, nur wenig Zeit zur Sammlung der Gedanken und Gefühle ließen. Aber sie hielten standhaft aus, immer in Hoffnung auf baldige Anstellung des Verlobten.

Der Domänenrat Naumann war in Folge einer ausgezeichneten Ernte, die den gräflichen Finanzen um so kräftiger unter die Arme griff, als das bevorstehende 25-jährige Jubiläum des regierenden Fürsten mancherlei außerordentliche Ausgaben in Aussicht stellte, zum Geheimen Domänenrat ernannt worden.

---

21 Anspielung auf den Pädagogen Friedrich Wilhelm August Fröbel (1782-1852), der das Spiel als typische kindliche Lebensform und den Bildungswert des Spiels ins Zentrum seiner Pädagogik stellte. Auf Fröbel geht die Bezeichnung „Kindergarten“ für Einrichtungen zur Kinderbetreuung zurück.

Er hatte sich persönlich bei dem Grafen bedankt, war zur Tafel gezogen worden (als Verwalter und gewöhnlicher Domänenrat hatte er nur mit dem Haushofmeister gespeist), hatte beim Kaffee ein Gespräch mit der Frau Gräfin gehabt, die zu den Frauen gehörte, welche überhaupt nur Bedeutendes sprechen, und war dadurch zu Plänen angeregt worden, die ihm so höchst vernünftig schienen, dass er, ohne zu Hause abzusteigen, sofort bei der Rückkehr auf den Pfarrhof ritt, wo Pfiffig sich beeilte, ihm beim Absteigen behilflich zu sein und zu dem neuen Titel zu gratulieren.

„Was ich mir dafür kaufe?“, brummte der neugebackene Geheime Domänenrat. „Aber darum handelt es sich nicht! Es kann ja gut sein wegen der Leute die törichter Weise vielleicht mehr Respekt vor dem ‚Geheimen‘, als vor dem Domänenrat haben werden. Aber, wie gesagt, darum handelt es sich nicht! Ich komme wegen Ihrer Luise!“

„Meine Tochter! Doch nichts Ungerades?“, fragte ängstlich Pfiffig.

„Im Gegenteil, alter Freund“, sagte der Domänenrat, ihm auf die Schulter klopfend. „Ich denke, ihr Glück ist gemacht. Hören Sie nur. Das Gespräch kam auf Ihre Luise. Der Graf und die Gräfin lobten das Mädchen über alle Bäume hinaus. Es sei ein wahres Talent in Beziehung auf Toiletten und Weißwaren. Nicht allein, dass sie alle einschlagenden Arbeiten auf's Gründlichste verstehe und jede Angabe eines Modejournals untadelhaft auszuführen wisse, betätige sie auch einen feinen Geschmack in eigenen Erfindungen. Neulich habe sie der Gräfin und einigen Freundinnen derselben zu einem Jagdmahle im Freien so reizende Toiletten komponiert, dass alle Damen aus der Residenz ganz baff gewesen seien und sich nach der Adresse der Pariser Putzmacherin erkundigt hätten, welche diese Kostüme geliefert haben müsse.“

„Ja“, sagte Pfiffig, sich aufblähdend, „Luise hat schon von Kind auf künstlerische Anlagen gehabt. Es freut mich, dass sie Anerkennung findet.“

„Und wie!“, rief der Domänenrat. „Merken Sie denn nicht, wo das hinaus will? Als die Damen hörten, wer diese graziösen Toiletten erfunden habe, bedauerten sie allgemain, dass solche Talente sich nicht auf einer größeren Bühne entfalten könnten.“

„Ich begreife nicht, wie sich das machen könnte“, unterbrach Pfiffig.

„Aber ich begreife es“, sagte der Domänenrat ungeduldig. „Ich habe mir das auf der Herreise überlegt. Luise muss aus dem Dienstverhältnis heraus und ein Mode- und Weißwarengeschäft in der Residenz gründen. Ich mache mich anheischig, das nötige Kapital zu schaffen. Die beste Kundschaft der Residenz ist ihr gesichert. Ich stehe Ihnen dafür, Pfiffig, dass sie am Ende des ersten Jahres einige Dutzend Arbeiterinnen beschäftigt und nach Ablauf eines zweiten Jahres das ihr vorgestreckte Geld zurückzahlen kann. Ihr Glück ist gemacht! Aber was haben Sie, Mann?“

Pfiffig war blass geworden wie ein Tuch und zitterte an allen Gliedern wie Espenlaub. „Sie machen sich einen grausamen Spaß mit mir“, stammelte er endlich.

„Bewahre!“, versicherte der Domänenrat, „es ist mein blutiger Ernst!“

„Unmöglich!“, sagte Pfiffig, sich erholend. „Bedenken Sie doch! Meine Tochter! Ein Weißwarengeschäft! Eine Modistin! Luise ist ja mit Herrn Kreuzdorn verlobt, der eben sein Fakultäts-Examen bestanden hat, nächstes Jahr sein Staatsexamen machen und dann zum Gerichts-Referendar ernannt werden wird!“

Nun kam die Reihe des maßlosen Erstaunens an den Domänenrat. „Ich begreife nicht“, sagte er; und er konnte in der Tat nicht begreifen, denn er war lange Zeit, bevor er in Mockheim „sich settelte“, wie er zu sagen pflegte, im Auslande, sogar in Amerika gewesen und hatte sich dort Anschauungen geholt, die mit denen seiner Nachbarn wenig harmonierten. „So, so!“, sagte er, „daran habe ich nicht gedacht! Ja, richtig! Luise ist mit dem jungen Kreuzdorn verlobt. Im nächsten Jahr wird er Referendar, sagen Sie?“

„Ganz gewiss“, beteuerte Pfiffig. „Er ist in seiner Jurisprudenz sehr wohl beschlagen und wird das Staatsexamen ohne Schwierigkeit bestehen.“

„Davon bin ich überzeugt. Wie lange muss er denn Referendar bleiben und welche Bezüge hat er als solcher?“

„Damit sieht es freilich scheu aus“, meinte Pfiffig. „er muss wenigstens drei Jahre umsonst dienen. Als Gratifikation erhält er zu Weihnachten ein Federmesser, einen Bund Schreibfedern und ein Buch Aktenpapier. Wenn ihm der Landrichter wohl will, nimmt er ihn zuweilen zu Kommissionen und Augenscheinen mit, wo er Diäten erhält.“

„Und dann?“

„Dann wird er Assessor *sine voto* mit dreihundert Gulden Gehalt!“

„Aber damit kann er doch nicht heiraten?“

„Denkt auch nicht daran“, sagte Pfiffig. „Erst als Assessor *cum voto* mit 600 Gulden, was er, wenn er Glück hat, drei Jahre später werden kann.“

„Rechnen wir einmal“, sagte der Domänenrat. „Ein Jahr, drei Jahre und noch drei Jahre – macht sieben Jahre nach Adam Riesens Rechenbuch?“

„Stimmt!“, sagte Pfiffig.

„Und so lange soll das arme Mädchen warten“, brauste der Domänenrat auf, „und nachher in diese Misere von 600 Gulden hineinheiraten? Denn soviel ich weiß hat dieser Kreuzdorn keinen roten Heller und Sie können auch Ihrer Tochter höchstens ein paar gedrechselte Tisch- und Stuhlbeine mitgeben! Und bis dahin soll sich die Luise im Dienste herum hunzen lassen, während sie, wenn Sie meinen Vorschlag annähmen, ein freies, selbständiges Leben führen und ihre eigene Herrin sein könnte!“

Pfiffig hob flehend die Hände. Der Domänenrat hatte sich durch seinen Zornausbruch abgekühlt. „Nun gut“, sagte er, „ich will Luisen ihrem Verlobten nicht abspenstig machen. Das hindert ja nicht, meinen Vorschlag anzunehmen. Sie kann sich bis zu ihrer Verheiratung ein hübsches Vermögen verdienen und damit den Armensündergehalt des Herrn Assessors *cum voto* Kreuzdorn in angenehmer Weise aufbessern.“

„Es geht nicht, es geht wirklich nicht“, jammerte Pfiffig. „Ich erkenne ja Ihren guten Willen, Ihre fast väterliche Fürsorge für meine Tochter an – aber

bedenken Sie doch, lieber Domänenrat, Kreuzdorn wird ja nicht immer Assessor bleiben, er wird Landrichter, später Hofgerichtsrat werden!“

„Wir wollen’s hoffen“, brummte der Domänenrat. „Aber was tut das zur Sache, dass Ihre Luise später einmal Frau Hofgerichtsrätin werden kann?“

„Doch, verehrtester Freund, tut das zur Sache!“, sagte Pfiffig entschieden. „Eine Frau Hofgerichtsrätin aus guter Familie kann nicht Modistin gewesen sein, kann keinen offenen Laden gehabt haben. Das ist platterdings unmöglich!“

„Ich werde mit Luisen selber sprechen, sobald ich sie sehe. Einstweilen Gott befohlen!“, sagte der Domänenrat, sich zur Türe wendend.

Die Gelegenheit fand sich bald. Das Mädchen weinte, rang die Hände, war aber ebenso fest wie ihr Vater. Der Domänenrat fuhr, wie er sagte, mit Glanz ab. Er wütete einige Zeit gegen die Dummheit der Menschen, führte giftige Stachelreden über Standesvorurteile, dämliche Albernheiten und ähnliche Dinge, spielte dann aber sein Schach weiter und schlug sich die Sache aus dem Sinne. –

Der junge Pfiffig tummelte sich, während seine Schwestern geduldig der Verheiratung und Versorgung entgegen dienten, mit den Dorfjungen in und außer der Schule herum. Er verdiente seinen Namen. Vom Vater hatte er das mechanische Talent geerbt, von der Mutter eine gewisse Zähigkeit im Ertragen kleiner Mühseligkeiten. In der Schule lernte er wenig, immerhin aber so viel, als ihm der Schulmeister geben konnte; von dem Vater etwas mehr, da dieser ihm einigen weiteren Unterricht, sogar im Lateinischen, angedeihen ließ. Am meisten aber lernte er von den Kindern der Juden, mit welchen er am liebsten umging, obgleich sie von den andern Jungen gemieden, ja selbst misshandelt wurden. Dafür waren ihm diese anhänglich und treu ergeben. Bald war „Pfarrers Wilhelm“ in allen Judenfamilien gern gesehen und als offener Kopf und schlagfertiger Antworter beliebt. Alt und Jung förderte ihn nach Kräften; und wenn es galt, ein gutes Wort für ihn einzulegen, oder ihn von der Strafe für begangene Bubenstreiche loszuschwatzen, so waren seine semitischen Freunde stets bereit. Es gab Händel und Schlägereien genug, sowohl im Dorfe, als auch mit der Schuljugend der benachbarten Dörfer, bei welchen der junge Pfiffig nie fehlte. „Für meinen Wilhelm ist mir nicht bange“, pflegte Vater Pfiffig zu sagen, wenn man ihm von Schrammen, Beulen und Löchern im Kopfe berichtete; „für meinen Wilhelm ist mir nicht bange, der ist immer auf einen klugen Rückzug bedacht. Das hat er von seinen alttestamentlichen Kameraden gelernt!“

Es war in der Tat ein schlauer Junge, der stets auf Mittel und Wege sann, sich gute Freunde zu machen. Er hatte des Domänenrates ganzes Herz in sehr einfacher Weise gewonnen. Wohl wissend, dass dieser morgens früh aus dem offenen Fenster die Tätigkeit des Gesindes kontrollierte, dann das Fenster schloss und erst gegen neun Uhr hinaus auf das Feld ritt, eilte er in Zeiten, wo die Arbeit pressierte, über den Hof. „Guten Morgen, Herr Domänenrat!“ „Ei! Guten Morgen, Wilhelm! Wohin so früh?“ „Ach, Hammartins Hannikel (Johann Martins Johann Nikolaus – man nannte im Dorfe die Bauern nur mit dem Vornamen, dem man den Vornamen des Vaters vorsetzte) war gestern Abend bei uns und klagte sehr über Müdigkeit – Arme und Beine seien ihm wie zer-



schlagen. Da wir nun keine Schule haben, so habe ich gedacht, ich wollte ihm ein bisschen beim Kartoffel-Ausmachen helfen!“ „Recht!“, sagte der Domänenrat, „geh nur!“, und schloss das Fenster. Der junge Pfiffig ging schnell über den Hof, schlug einen Bogen um die Gartenhecken, schlummerte zu Hause noch ein paar Stündchen und schlenderte dann auf das Feld zu Hannikel. Wenn der Domänenrat hoch zu Ross erschien, war der Junge neben dem befreundeten Tagelöhner in eifrigster Arbeit. „Du bist ein braver Junge!“, sagte der Domänenrat, indem er ihm mit der Reitpeitsche sanft auf den Kopf tippte. „Ich werde dir’s gedenken. Verlass dich auf mich!“

Der Pfarrer in Auheim beschäftigte sich in seinen Mußstunden, deren er sehr viele hatte, mit höherer Mathematik. Er suchte seine algebraische Formel für das „große X des Weltalls“, freilich ohne Erfolg und gab sich alle erdenkliche Mühe, den Schulmeister, der nur mit Mühe bis zur Regel de tri durchgedrungen war,<sup>22</sup> und den Küster, welcher die Armenrechnungen zu führen hatte, in der edlen Wissenschaft weiter zu bringen. Vergebliche Anstrengungen! Der Pfarrer steckte offenbar das Ziel zu hoch. Dem Schulmeister hatte er ein Lehrbuch der Geometrie zum Studium gegeben, das von den Winkeln ausging und in dem viel von Sinus und Cosinus die Rede war. Nach einiger Zeit brachte der Schulmeister das Buch wieder. „Haben Sie es verstanden?“, fragte der Pfarrer. „Manches wohl“, antwortete der Schulmeister, „aber mit der Regel Cos. konnte ich nicht in das Klare kommen.“ Noch schlimmer erging es ihm mit dem Küster. „Hundertsechundsunddreißig Gulden dreißig Kreuzer und drei Heller Einnahmen, eben so viel Ausgaben“, sagte der Pfarrer, nachdem er die Rechnung durchgelesen, „bleibt Null.“ „Nein, Herr Pfarrer“, sagte der Küster, „geht auf!“ „Jawohl“, meinte der Pfarrer, indem er sein ‚Vidi‘ unter die Rechnung setzte; „und für einen Kreuzer Schnupftabak bleibt übrig!“ „Mag wohl sein“, sprach der Küster, der sich viel auf seine Wetterbeobachtungen einbildete, „aber oft bleibt noch mehr übrig, wenn Wind ist. Sehen Sie einmal, Herr Pfarrer, jetzt bläst es schon seit drei Wochen immer aus demselben Loche! Man sollte meinen, es müsste doch endlich einmal alle werden! Aber nichts da, es bleibt immer noch Wind übrig!“

Der Pfarrer wandte sich an die jüngere Generation, indem er einigen Pächtersöhnen der Umgegend und seinen eigenen Kindern mathematischen Privatunterricht gab. Der Domänenrat drang darauf, dass der junge Pfiffig ebenfalls an diesem Unterrichte teilnehme, und setzte es trotz des anfänglichen Widerspruchs des Vaters durch, der lieber die zwei Nachmittage, während welcher Wilhelm nach Auheim pilgerte, dem Lateinischen gewidmet hätte. „Mit Eurem Latein“, polterte der Domänenrat, „kann er keinen Hund aus dem Ofen locken! Ich weiß wohl, Ihr lasst gern fünf gerade sein und elf ein Dutzend! Ich zahle die Stunden und damit Basta! Rechnen und zählen ist wie Essen und Trinken; es hält Leib und Seele zusammen!“

---

22 Regeldetri, aus lat. regula de tribus (numerus), bedeutet die Regel von den drei Zahlen, die Dreisatzrechnung.

Wenn der Vater Pfiffig das Drechseln und Spritzen-Putzen, der Pfarrer von Auheim die Mathematik als Liebhaberei betrieb, so beschäftigte sich der Domänenrat leidenschaftlich mit Naturgeschichte, besonders mit den auf Landwirtschaft und Gartenbau sich beziehenden Zweigen derselben. Er sammelte Schmetterlinge, Käfer, allerlei „Klewwern“, wie die Bauern sagten, verstand Vögel auszustopfen, hatte eine Tiersammlung, zu deren Bereicherung die Dorfjungen gegen kleinen Entgelt gern behilflich waren und lag mit der ganzen Gemeinde beständig im Streit wegen der Maulwürfe, Spitzmäuse, Eulen, Igel, Fledermäuse, Neuntöter und Kröten. Die Gemeinde zahlte einen Maulwurf-fänger; der Domänenrat aber verweigerte die Entrichtung der auf ihn fallenden Quote und es kam bis zu einer Beschwerde gegen ihn bei dem Landrat, welche der Bürgermeister in einem weitläufigen Dokumente auseinander setzte, das den Titel führte: Acta in Sachen der Maulwürfe der Gemeinde Mockheim gegen den gräflichen Geheimen Domänenrat Herrn Naumann, Wohlgeboren.

Der junge Pfiffig ging dem Domänenrate mit Eifer zur Hand: Dieser beschenkte ihn mit Schmetterlingsgarnen und Raupenzwingern, lehrte ihn das Abbalgen und Ausstopfen der Vögel, leitete ihn zu selbstständigen Beobachtungen an, verstattete ihm die Benutzung seiner Bibliothek, die ziemlich reich an naturgeschichtlichen Werken und Reisebeschreibungen war und verfehlte nicht, ihn zu Weihnachten und an seinem Geburtstage mit guten Büchern dieser Art „anzubinden“. Vater Pfiffig klagte auch über diese Zeitverschwendung; aber Wilhelm streifte lieber in Feld und Wald herum, als dass er zu Hause hinter lateinischen Grammatiken gesessen hätte und wusste besser die Namen der Schmetterlinge, die er aufspannte, als diejenigen der Apostel oder der römischen Kaiser. „Sie verderben mir den Jungen ganz und gar, Domänenrat“, jammerte der alte Pfiffig. Der Domänenrat aber schüttelte den Kopf: „Lassen Sie’s gut sein“, beschwichtigte er; „was er bei Ihnen lernt, verschwitzt er im Handumdrehen, das andere bleibt ihm, weil er es sich selber in den Kopf festgenagelt hat.“

So kam die Zeit, wo man sich entscheiden musste, welche Wege der junge Pfiffig einzuschlagen habe, um später zu einer „Versorgung“ zu gelangen. Es gab hitzige Debatten zwischen dem Domänenrat und dem Vater Pfiffig; aber dieser behielt umso mehr die Oberhand, als er von den übrigen Schächerbündlern sowohl, wie von der Mutter energisch unterstützt wurde. Der Domänenrat plädierte umsonst für eine technische und realistische Ausbildung; er ward überstimmt. Alle waren darin einig, dass der junge Pfiffig studieren, Theologie studieren und dass er deshalb so bald als möglich auf das Gymnasium geschickt werden müsse.

Aber hier lag, wie der Förster von Hahnheim versicherte, seines Gevatters Pfiffig Hase sehr stark im Pfeffer. Wie sollte man den Jungen in dem kleinen Landstädtchen erhalten, in welchem von Alters her ein Gymnasium vegetierte, das zur Zeit eine gewisse Bedeutung hatte als Landes-Gymnasium für das Gebiet

des Grafen, der damals noch reichunmittelbarer Souverän war:<sup>23</sup> Woher das Geld nehmen, ohne zu stehlen?

Zwar bot gerade dieses Gymnasium manche Vorteile. Man lebte dort wohlfeil; der Graf disponierte über einige kleine Stipendien von zwanzig oder dreißig Gulden jährlich, was immerhin genügte, Zimmer und Frühstück während der Studienmonate des ganzen Jahres zu bezahlen; das Städtchen war nur zwei Stunden Weges von Mockheim entfernt, so dass der Junge Samstag abends in das väterliche Haus sich zurückziehen, dort den Sonntag zubringen und sogar montags, wenn er frühmorgens ausmarschierte, noch rechtzeitig zu den Unterrichtsstunden einrücken und in seinem Ranzen Würste, gesalzene Butter und Handkäse mitschleppen konnte, so dass er für seine Abendmahlzeit nur ein Kreuzerbrötchen nötig hatte. Auch gingen die Juden in Geschäften fleißig zwischen Mockheim und dem Städtchen hin und her, nahmen gerne von der Frau Pfarrerin ein Päckchen für den Sohn mit, fügten auch wohl im Winter für ihren jungen Freund ein Töpfchen Gänsefett bei, das morgens zu dem schalen Milchkaffee, den seine Wirtin aus gerösteten Gelbrüben-Würfeln und Eicheln vortrefflich zu brauen verstand, ausgezeichnet mundete. Auch spendete der Domänenrat, welchem der junge Pffiffig sonntags beim Ordnen seiner Sammlungen an die Hand ging, stets ein kleines Taschengeld; „denn“, pflegte er zu sagen, „Wilhelm muss sich beizeiten daran gewöhnen, hier und da einen Schoppen Bier zu trinken, damit er als Fuchs auf der Universität seinen Stiefel vertragen kann.“ Ferner hielt sich der Graf alljährlich in dem Städtchen einige Monate auf, und dann steckte Schwester Luise, die nebenbei für einige Modehandlungen in der Residenz arbeitete, ihm die wenigen Groschen zu, welche dem Bräutigam nicht zugewendet wurden, der als Referendar an dem Landgerichte Trübsal nach Noten blies und an seinem Bund Federn kaute, statt an einem saftige Beefsteak.

Außerdem bot das Gymnasium noch andere Vorteile, die Vater Pffiffig zu würdigen wusste. Da es nur von sogenannten „Kümmeltürken“ besucht war, nämlich Knaben aus den gräflichen Landen, die nicht viel des Holzes lieferten, aus welchen man Beamte oder gar Gelehrte schnitzen konnte, so sahen die drei Lehrer, welche die ihnen anvertraute Jugend bis zur Schwelle der Universität führen sollten, sehr darauf, so viele Zöglinge als möglich unter ihre väterliche Obhut zu bekommen. Es war unerhört, dass ein Knabe in der Aufnahmeprüfung durchgefallen wäre und alle Abiturienten bestanden das Maturitätsexamen glänzend, vorausgesetzt, dass es dem Herrn Gymnasiarchen in der Residenz nicht einfiel, dem Examen beizuwohnen, wo dann freilich Holland in Not war. Nun war der junge Pffiffig gehörig in Mathematik geschult und sogar dem Lehrer, der diese übernommen hatte, weit überlegen. Dieser, ein ehemaliger Kandidat der Theologie, hatte nach dem Grundsatz ‚Docendo discimus‘ (Durch das Unterrichten lernen wir) sich dieses Lehrfach zu seinen philologischen Stunden nur aus dem Grund erbeten, weil er absolut gar nichts davon

---

23 Bezieht sich ganz offenbar auf das Gymnasium zu Büdingen, das seit 1601 bestand und im Jahre 1822 unter der Bezeichnung „Landesgymnasium“ eine grundlegende Erneuerung erfuhr.

verstand und auf diese Weise sich einige Kenntnisse in der Mathematik anzueignen hoffte. Als er inne ward, dass der junge Pfiffig schon Algebra getrieben hatte und Gleichungen des ersten Grades spielend löste, erbot er sich, demselben unentgeltlich Privatstunden in den alten Sprachen und in der Mathematik zu erteilen. In Latein und Griechisch war Wilhelm sehr zurück, hier lernte er von seinem Lehrer; in der Mathematik dagegen lernte der Lehrer von ihm – und so war beiden geholfen.

Man konnte wohl sagen, dass in dem Gymnasium nur Lateinisch und Griechisch getrieben wurde. Die drei Lehrer waren hartgesottene Philologen; Deutsch, Geschichte, Geographie, Mathematik waren missliebige Nebenfächer, und von Naturwissenschaften war gar nicht die Rede. In der Geschichte gelangten die Schüler der Prima höchstens bis zu Karl dem Großen, gewöhnlich aber blieben sie schon mit Varus im Teutoburger Walde stecken; der Unterricht im Deutschen umfasste ein Philologisches Studium des ersten Gesanges des Nibelungenliedes und das Auswendiglernen ausgewählter Fabeln von Gellert, Pfeffer und Lichtwer; bei dem feierlichen Aktus zum Schlusse des Schuljahres deklamierte ein besonders befähigter Schüler eine Ballade von Schiller oder Bürger. Hier aber entstand fast regelmäßig ein kleiner Zwist; der Schüler begeisterte sich scheinbar für „Möros, den Dolch im Gewande“, der Direktor aber, ein Zelote für Monarchie und Luthertum,<sup>24</sup> wollte von einem solchen revolutionären Gedichte nichts hören und entschied für den „Taucher“, den „Kampf mit dem Drachen“ oder „Lenore“, wenn auch diese letztere einen gewissen erotischen und mystischen Beigeschmack hatte. Pfiffig wurde einmal bei Wasser und Brot in das Carcer gesperrt, weil er sich erfrecht hatte, statt der Lenore das schöne Gedicht „Frau Schnipsen hatte Korn im Stroh – Und hielt sich weidlich lecker“<sup>25</sup> deklamieren zu wollen. Der fromme Direktor geriet in große Aufregung ob dieser lasterhaften Auflehnung eines Schülers gegen geheiligte Traditionen; er brachte den betrübenden Vorfall vor die Lehrer-Konferenz und beantragte die Ausmerzung des räudigen Schafes, das die ganze Herde anstecken könne. Der junge Pfiffig verteidigte sich nicht ohne Geschick. Er spielte den Naiven und Unschuldigen. Der Herr Doktor (dies war der Lehrer der deutschen Sprache und Literatur) habe ihm einen Band Gedichte mit der Aufforderung zugestellt, eines derselben auswendig zu lernen, ohne aber ein bestimmtes Gedicht näher zu bezeichnen. Diese Angabe musste der Herr Doktor als wahrheitsgetreu bezeugen. Er, Pfiffig, habe nun den Band über den Sonntag mit nach Hause genommen und ihn dem Herrn Domänenrat Naumann mit der Bitte vorgelegt, ihm ein geeignetes Stück zu bezeichnen. Dieser habe ihm „Frau Schnips“ ausgewählt und er habe es gelernt im Vertrauen auf den guten Geschmack des Domänenrats.

---

24 Die Zeloten waren eine jüdische Partei im Palästina des 1. Jahrhunderts n. Chr., die dem Anbruch der Messiaszeit mit Kampfbeschlossenheit näher zu kommen suchte. Sie rief schließlich zum offenen Aufstand und entfesselte den jüdischen Krieg gegen die Römer in Galiläa.

25 Gedicht von Gottfried August Bürger (1747-1794).

Der Direktor wurde blass vor Ärger, denn er lag in beständigem kleinem Kriege mit dem Domänenrat, der ihm schon manchen Schabernack gespielt, sich an öffentlichen Orten über seine Pedanterie lustig gemacht und sogar einmal an der gräflichen Tafel sich erlaubt hatte, bei Gelegenheit eines Gespräches über amerikanische Verhältnisse, wo der Direktor einige abfällige Urteile über „banaisische Erziehung“ gefällt hatte, ihm in das Gesicht zu sagen, dass er davon keine blasse Ahnung habe und auch gänzlich unfähig sei, dieselben zu beurteilen. Aber immerhin war die Berufung auf den Domänenrat, von dem alle wussten, dass er bei dem Grafen einen großen Stein im Brette habe, ein hoher Trumpf, der das Spiel sofort zu Pfiffigs Gunsten entschied. Man ließ Gnade für Recht ergehen und bestrafte ihn nur mit Einsperrung während eines Sonntages im Karzer bei Wasser und Brot und mit einer eindringlichen Rede des Direktors, worin dieser besonders gegen die Verführungen donnerte, welche unerfahrene Schüler von Seiten der Gottlosen und der Spötter ausgesetzt seien.

Dem jungen Pfiffig erging es bei der Rede, wie es schon manchem seiner Mitschüler ergangen war – „er glaubt‘ es gern, auch ohn‘ es gern zu hören“; er hielt sich stets in wohlgemessener Entfernung, weil er wusste, dass dem Direktor im Eifer die Hand ausfuhr und in schmerzliche Berührung mit der Backe kam; und als er endlich glücklich die Türe hinter sich geschlossen hatte, sprang er die Treppe zu Vieren hinab und rannte zu einem Kameraden, dessen Vater Bierbrauer war und den durstigen Jungen, die keine Kneipe besuchen durften, die nötigen Erfrischungen auf die Stube seines Sohnes bringen ließ.

Mehr Sorgen machte dem jungen Pfiffig der Fasttag im Karzer bei Wasser und Brot. Aber der Bierbrauer, dem sein Sohn den Spaß erzählt hatte, war ein joviales Gemüt und dem Direktor, schon wegen des Wirtshausverbots, nicht grün.

„Wenn du mit deinem Vater wegen des Ausbleibens am Sonntag auskommen kannst“, sagte er, „so brauchst du dir wegen des Fastens keine grauen Haare wachsen zu lassen. Nimm dir einen Strick mit, der vom Fenster bis auf den Boden reicht. Ich werde den Pedell zu einem Extraschoppen einladen, dem er nicht gram ist, und während der Zeit, wo er bei mir sitzt, kann dir mein Karl einen Henkelkorb mit Essen und Trinken bringen, den du am Stricke hinaufziehst. Dem Pedanten von Direktor wollen wir schon eine Nase drehen! Es ist ja schändlich, einem Jungen, der gerade im besten Wachstum ist, seines Leibes Nahrung und Notdurft verkümmern zu wollen.“

Gesagt, getan. Der junge Pfiffig versicherte später, er habe noch niemals besser gelebt als im Karzer bei Wasser und Brot.

Er war also im Gymnasium und arbeitete sich langsam hinauf, von Bank zu Bank, von Ordnung zu Ordnung. Aber damit waren die Sorgen des alten Pfiffig nicht gehoben. Woher Geld nehmen und nicht stehlen? Die Frage beschäftigte den Pfarrer unablässig. Er wurde missmutig, zerstreut, schlich gesenkten Hauptes umher, zeigte nicht mehr den früheren Lebensmut und sah so gelb im Gesichte aus, dass seine Frau anfang, Besorgnis um ihn zu empfinden. Sie fragte den Doktor.

„Bah“, sagte dieser, „Ihrem Manne fehlt gar nichts als eine bessere Pfarre!“

Endlich kam eine unerwartete Hilfe. Der Graf hatte einen entfernten Verwandten; der, wie man zu sagen pflegte, nicht recht bei Troste war. Ein stiller Idiot, gutmütig, gehorsam, willenlos, der eine unbändige Freude an allem Federvieh hatte und tagelang auf dem Hofe sitzen konnte, um den Hühnern, Gänsen und Enten zuzuschauen, die ihn bald als guten Kameraden erkannten.

„Der junge Baron Krähenau soll, nach dem Urteile der Ärzte, irgendwo auf dem Lande untergebracht werden“, sagte eines Tages der Domänenrat zu Pfiffig. „Der Graf hat mir davon gesprochen. Wie wäre es, Pfarrer, wenn Sie ihn in Pension nähmen? Platz haben Sie genug im Hause, seitdem die Kinder ausgeflogen sind; Ihre Frau ist gerade die rechte, um ihn zu bemuttern, und Sie können dann auch ein Glas Bordeaux mit ihm trinken, das ihm zur Kur vorgeschrieben ist. Wenn's ihm nicht hilft, so tut es Ihnen doch gut, und das Geld, was neben ab fällt, ist auch nicht zu verachten. Von der Pension, die für ihn gezahlt wird, können zwei Pfarrer leben. Überlegen Sie's mit Ihrer Frau und sagen Sie mir bald Antwort!“

Der Handel war schnell abgeschlossen und eines Tages sahen die Mockheimer mit einiger Verwunderung, dass ihr Pfarrer „sich einen Narren angeschnallt“ habe. Das Experiment gelang über Erwarten gut. Der Idiot saß seelenvergnügt sommers wie winters auf dem Hofe unter dem Federvieh, wenn er nicht an der Schürze der Frau Pfarrerin hing, der er folgte wie ein Hündchen; er war nie krank oder auch nur verschnupft und machte den Pfarrersleuten in dieser Beziehung keine Sorgen. Der alte Pfiffig wurde wieder munter, bekam rote Backen und predigte von dem Wechsel des irdischen Glückes; und der junge Pfiffig wurde stattlich in Kleidern, trug sogar eine Polonaise mit Schnüren und im Winter einen sogenannten „Schmuser“, einen langen Überrock mit Samtkragen. Freilich nagte das Bewusstsein, dass seine Eltern nur seines Studiums wegen sich die Last mit dem Idioten aufgehast hätten, einigermaßen an der fröhlichen Benutzung des dadurch errafften Geldes; aber dieses Bewusstsein trat nur in jenen, zuweilen bei Studenten vorkommenden Zuständen hervor, welche sehr bezeichnend „das trunkene Elend“ genannt werden. Inmitten der ausgelassensten Fröhlichkeit wurde dann der junge Pfiffig plötzlich traurig, senkte den Kopf und „heulte wie ein Schloßhund“ in Jammertönen über das Elend seiner Eltern, die das Unglück hätten, einen verlotterten Sprössling zu besitzen, der das sauer erworbene „Narrengeld“ in lustiger Gesellschaft verkneipe, statt auf seiner Bude zu hocken und zu ochen. Die Kameraden trösteten den in Tränen zerfließenden Pfiffig so gut, als sie in solchen Momenten selbst dazu imstande waren, durch Salamanderreiben und Vorkneipen, zogen aber aus diesen Vorkommnissen den Schluss, dass Pfiffig sehr viel deutsches Gemüt und Innerlichkeit besitze.

Wilhelm war unterdessen achtzehn Jahre alt geworden und an der Schwelle der Selektta angelangt, wo er sich für sein künftiges Universitätsstudium definitiv entscheiden sollte. Dies war schon deshalb nötig, weil es für die Eltern keine Frage war, dass Wilhelm Theologie studieren und wie sein Vater Pfarrer werden

müsse. Vater Pfiffig hatte freilich einige Zweifel über den Beruf des Jungen zu dem heiligen Ministerium empfunden, welche durch den Domänenrat und den Doktor, der einmal wöchentlich zum Besuche des Idioten kam, unterstützt und genährt wurden; aber er kämpfte diese Zweifel nieder, als er durch die Indiskretion eines Kameraden Wilhelms gehört hatte, wie viel Gemüt dieser besitze. Aber auch wenn Vater Pfiffig seinen Freunden hätte Gehör schenken wollen, so wäre er nicht imstande gewesen, seinen Willen seiner Frau gegenüber durchzusetzen. Die Pfarrerin war das gutmütigste Wesen von der Welt; sie ordnete sich in allen Dingen, welche nicht das Küchenregiment, den Haushalt, das Stopfen der Strümpfe und das Flickern der Kleider betrafen, ohne Murren der höheren Einsicht des Mannes unter; aber in diesem Punkte, erklärte sie, fürchte sie sich vor keinen Mannsleuten. Sie habe den Sohn zum Pfarrer geboren und Pfarrer müsse er werden, selbst wenn sie noch drei Narren ins Haus nehmen müsse.

Der junge Pfiffig fügte sich den Bitten und Tränen seiner Mutter, obgleich ihn die Vorbereitungen zum Studium der Theologie hart ankamen und die Ausichten nicht sehr lockend erschienen. Er hatte bei dem Domänenrat einige praktische Lebensweisheit gelernt und rechnete: Drei Jahre Studium auf der Universität – nicht unangenehm; zwei Jahre im Seminar – höchst langweilige Dressur; zwei oder drei Jahre Kandidat zur Aushilfe bei einem griesgrämigen alten Pfarrer auf dem Lande, von dem man gar nicht voraus wissen kann, ob er auch eine Tochter hat, der man zum Zeitvertreib ein wenig die Cour schneiden kann; dann eine elende Pfarre, auf der man sich jämmerlich herumschlagen muss – Itzig würde sagen: „Ä schlecht Geschäft, bleib vunn sel!“, meinte Pfiffig in seinem Selbstgespräche. Aber er machte der Mutter die Freude, ihr beizustimmen, immerhin in der stillen Hoffnung, dass vielleicht irgend ein unvorhergesehenes Ereignis ihn dem geistlichen Stande doch noch entrücken könne.

Das Hebräische war besonders ein Stein des Anstoßes und des Ärgernisses. Derselbe Herr Doktor, welcher die Mathematik übernommen hatte, weil er nichts davon verstand, führte auch die zukünftigen Theologen in das Tohuwabohu des Alten Testaments ein. Vielleicht aus demselben Grunde. Er hatte sich zwar einige Brocken der Grammatik, etwelche auserwählte Stellen des ersten Buches Moses und ein paar Psalmen Davids mit unterlegtem deutschen Text (anders hätte er sie nicht lesen können) aus seinem früheren theologischen Studium in die Laufbahn eines Gymnasiallehrers hinüber gerettet; aber als echter klassischer Philologe verachtete er gründlich die hebräische Sprache schon deshalb, weil sie keinen Aorist<sup>26</sup> wie das Griechische und keine Konstruktion des Akkusativs mit dem Infinitiv wie das Lateinische hatte. Er konnte deshalb seinen Schülern keine große Leidenschaft für eine Sprache einflößen, die zwar die des auserwählten Volkes Gottes war, aber doch dem verfluchten Stamme der Semiten angehörte. „Pfiffig“, sagte der Doktor vorwurfsvoll, „warum haben Sie die hebräischen Buchstaben schon wieder nicht gelernt?“ – „Herr Doktor, sie sind mir zu garstig!“ – „Ach was, Ihre Raupen sind auch garstig und doch klopfen Sie

---

26 Der Aorist ist eine altgriechische Zeitform, die die Verbalhandlung als Einheit, also ohne Rücksicht auf ihre Dauer fasst.

alle Bäume und Sträucher danach ab!“ – „Freilich, Herr Doktor! Aber es werden schöne Schmetterlinge daraus!“ – „Nun wohl, Pffiffig“, sagte der Doktor salbungsvoll, „aus der hässlichen hebräischen Raupe kommt auch ein schöner Schmetterling oder vielmehr ein gesalbter Besorger der Seele, Psyche, deren Sinnbild ja ein Schmetterling ist!“ Die ganze Klasse lachte, Pffiffig fühlte sich geschlagen und beschämt und lernte aus Ärger nicht nur die hebräischen Buchstaben, sondern auch einen Psalm Davids, „zur Harfe zu singen“, was ihm das Lob seines Lehrers und das Zeugnis „Macht Fortschritte“ eintrug.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen und im Herbst sollten die Maturitätsprüfungen abgenommen werden. Pffiffig wurde von einem seiner Klassenkameraden eingeladen, bei ihm die Pfingstferien zuzubringen. Dieser wurde, weil sein Vater, fürstlicher Forstinspektor, das Forsthaus bei Möschel<sup>27</sup> bewohnte, allgemein nur der „Möschel“ genannt. Als zukünftiger Forstbeamter durfte sich Möschel einen Hund halten, der Caro hieß und von dem der gute Möschel behauptete, er habe mehr Verstand wie er, sein Herr, könne es aber nicht von sich geben, weil er taubstumm sei, obwohl er bellen könne. Möschels Geistesgaben waren, wie aus dieser Kundgebung derselben erhellt, nicht gerade die glänzendsten; aber man hegte nicht den geringsten Zweifel, dass er dem Vater im Amt nachfolgen werde, da dieser bei dem Fürsten wie bei dem Erbprinzen, die dort häufig Hofjagden abhielten, sehr wohl gelitten war. Der Erbprinz brachte oft Wochen im Forsthaus zu, das reizend am Saume eines großen Waldes gelegen war und wo er sein eigenes Zimmer hatte, das unter strengem Verschlusse gehalten wurde und nur von dem jungen Möschel betreten werden durfte, der die Eigenheiten des jungen Herrn genau kannte. Dieser hielt nämlich ungemein auf Ordnung, so sehr, dass ein silbernes Schreibzeug, mit einem balzenden Auerhahne als Aufsatz, genau in der Linie stehen musste, die man von dem Türschloss zum Fensterkreuze ziehen konnte. Jedes Mal, wenn der Erbprinz ankam, visitierte er, ehe er den Schlüssel einsteckte, durch das Schlüsselloch den Auerhahn gegen das Fensterkreuz. Wehe, wenn das Schreibzeug nicht in der Visierlinie stand! Die Residenzler schlossen aus dieser Gewohnheit, die bald allgemein bekannt wurde, auf die eminente Begabung des Erbprinzen für Regierungsgeschäfte.

Pffiffig ging umso lieber mit Möschel, als der Domänenrat, der ihn besonders nach Mockheim zog, in Geschäften abwesend war und Landrichters München durch ihr flatterhaftes Betragen ihm den Aufenthalt in dem Gymnasialstädtchen einigermmaßen vergällt hatte.

Landrichters München war der gefeiertste Florbesen des Städtchens; und da der junge Pffiffig dank dem Narrengelde jetzt zu denen gehörte, welche einen „guten Wechsel“ hatten, so war es gewissermaßen seine Pflicht und Schuldigkeit, ihr den Hof zu machen. Weit war er freilich nicht gekommen. Zwar verbeugte sich München, die stets am Fenster zwischen zwei blühenden Geranien, sogenannten „Gassenglänzern“, mit einer Stickerie beschäftigt saß, sehr graziös,

---

27 Möglicherweise ein Hinweis auf das Dorf Moischt (gesprochen: Möscht) im Marburger Land.



wenn Pfiffig bei seiner vier Mal täglich wiederholten Fensterpromenade sie grüßte; zwar hatte Minchen ihm einige Male erlaubt, ihr das niedliche Töpfchen zu tragen, mit dem sie am frühen Morgen auf der Promenade erschien, wo die jungen Damen des Städtchens eine Kur mit Selterswasser und Milch zu machen pflegten; zwar hatte Minchen sich einmal von ihm bei einer Maipartie, wo viel Maitrank genippt worden war, zärtlich die Hand küssen lassen ... aber!

Minchen war entschieden flatterhaft. Ihr Herz war zwar noch nicht versagt, aber auch nicht mehr frei. Es schwankte zwischen einem Assessor, der noch kein Votum, und einem jungen Doktor, der noch keine Praxis hatte. „Ich weiß nicht“, hatte Minchen zu einer Freundin gesagt, „welchen von beiden ich nehmen soll. Sie schneiden mir ganz ernsthaft die Cour, aber eigentlich ist mir der Doktor zu kurz und der Assessor zu lang! Was meinst du?“ – „Weißt du was“, hatte die Freundin geantwortet, „nimm den, der zuerst eine Versorgung hat. Bis dahin kannst du sie beide warm halten!“ So geschah es auch – Minchen nahm kurz darauf den Assessor, der das Votum und die zur Heirat nötige Besoldung erhielt, ehe der Doktor zu einer Praxis gekommen war. Der Doktor tröstete sich später wie ein Mann, indem er eine andere nahm.

Pfiffig, dem die Freundin dieses Gespräch sofort hinterbracht hatte (vielleicht war sie auf Minchen eifersüchtig), suchte in der stillen Waldeinsamkeit des Möscheler Forsthauses Balsam für sein wundes Herz.

Er fand ihn.

Die beiden Freunde waren zwischen Licht und Dämmerung mit dem treuen Caro auf den Anstand gegangen, um einer wilden Katze aufzulauern, die dem Oberförster schon manchen Ärger verursacht und der dieser öfter nachgestellt hatte, ohne sie zum Schusse bekommen zu können. Sie hatten sich zu beiden Seiten einer Schneise, die von einer großen, teilweise bepflanzten Lichtung in den Wald führte, hinter Buschwerk verborgen. Der Forstgehilfe hatte ihnen gesagt, dort lauere die Katze oft den jungen Hasen auf, die in der Dämmerung auf die Lichtung sich zur Äsung begäben. Wohlgedeckt standen die beiden Schützen bewegungslos in Erwartung der Katze, die da kommen sollte. Caro, der sich an Pfiffig seit einiger Zeit enge angeschlossen hatte, lag scheinbar schlafend zu dessen Füßen. Plötzlich hob er den Kopf, schnupperte leise, nahm aber dann seine vorige Stellung wieder ein. Pfiffig sah eine auffallende Erscheinung, eine Frauengestalt in weißem Kleide, aus dem Waldesdunkel hervor schweben und sich gegen die Lichtung bewegen. Dort angekommen, stand die Gestalt einige Augenblicke still, von dem Mondlichte mit hellem Silberglanze überflossen. Pfiffig unterschied einen weißen großen Rembrandhut mit breitem Rande, kokett auf eine Schläfe gedrückt, eine rote Schärpe, von der Schulter zur Hüfte übergeworfen, einen großen Strauß von Feldblumen auf dem Hut, einen andern auf der Schulter. Die Gestalt blieb eine kurze Weile stehen, hob den Kopf verzückt gegen den Himmel, streckte die Arme nach dem Monde aus, als ob sie den Mann darin küssen wolle, stieß einen tiefen Seufzer aus und schwebte über die Lichtung weiter. Sprachlos vor Erstaunen schaute ihr Pfiffig nach; er war im

Zweifel, ob er sein Versteck verlassen und ihr naheilen sollte. War es eine Waldfee, ein überirdisches Wesen?

In diesem kritischen Augenblicke krachte ein Schuss aus Möschels Flinte; die Gestalt stieß einen gellenden Schrei aus und verschwand mit Windeseile an dem gegenüber liegenden Rande des Waldes. Caro war aufgefahren, duckte sich aber sofort wieder. Pfiffig sah nur unbestimmt in der Dämmerung ein Tier, das mit hochgehobenem Schwanz über die Schneise sprang und an ihm vorüber eilte. Die Flucht ging über einen vom Mondlicht erleuchteten Fleck zwischen den Büschen. Pfiffig gab Feuer. Das Tier war verschwunden. Aber nun gab Caro laut und rannte nach der Lichtung, wo er Stand hielt und beständig bellte. Pfiffig spannte mechanisch den Hahn seines zweiten Laufes und schaute der verschwundenen Frauengestalt nach, ohne sich vom Flecke zu bewegen. Möschel rannte hervor. „Wo liegt sie?“, rief er. „Wer?“, stöhnte Pfiffig, wie aus einem Traum erwachend, „die Frauengestalt?“ – „Ach was! Frauenzimmer!“, rief Möschel, „die Katze meine ich! Oder hast du nicht auf die Katze geschossen? Komm, wir wollen sehen! Wenn Caro so Laut gibt, ist es nicht umsonst!“

Sie gingen vorsichtig, die Flinten mit gespannten Hähnen schussfertig in den Händen, auf den Ort zu, wo Caro laut gab. Auf einer kleinen Lichtung wälzte sich ein prachtvoller Wildkater mit den letzten Todeszuckungen in seinem Blute. Caro hielt sich in respektvoller Entfernung und stieß jetzt, wo seine Herren neben ihm waren, nur von Zeit zu Zeit einen heiseren Ton aus. „Siehst du“, sagte Möschel, „was für ein gescheites Vieh der Caro ist? Wäre es ein Hase, so hätte er ihn schon längst im Maule, um ihn uns zu apportieren; aber er weiß, dass eine wilde Katze Zähne und Klauen hat, mit denen er nicht gern Bekanntschaft macht. Couche, Caro! Lass die Bestie verenden. Aber“, sagte Möschel zu Pfiffig sich wendend, „du hast das Raubzeug gut getroffen. Das wird meinem Alten eine riesige Freude machen. Er wird höllisch vergnügt sein und uns heute Abend eine Flasche von seinem alten Rauenthaler wicksen, den er sonst nur zum Besten gibt, wenn der Fürst kommt. Ich hatte gefehlt. Aber daran war nur die verrückte Clotilde schuld, die der Teufel reiten musste, dass sie mir gerade in die Schusslinie rannte, als ich die Katze sah, die sich auch wie wir auf den Anstand an dem Wechsel aufgestellt hatte. Aber nun ist sie tot! Siehst du, jetzt geht Caro heran und beschnuppert sie. Er weiß, dass sie ihm nichts mehr zuleide tun kann. Nicht wahr, ein gescheites Hundelchen? Apporte, Caro! Aber du wirst sehen, er apportiert sie nicht! Die Bestie hält etwas auf sich und apportiert kein Tier, das nicht gegessen wird. Schon die wilden Karnickel apportiert er nicht gern. Er weiß sehr wohl, der Caro; dass nur der alte Fritz, der Forstgehilfe sie isst, der mit der Armee in Frankreich gewesen ist und sie dort essen gelernt hat. Was sie doch in diesem Frankreich für Zeug fressen! Frösche, Schnecken und Kaninchen! Aber was hast du denn, Pfiffig?“

Dieser hatte den Monolog Möschels, obgleich derselbe eine für den Studien-genossen höchst außerordentliche Leistung war, nicht gehört. Er krallte seine Hand krampfhaft um Möschels Arm und keuchte: „Habe ich die Katze oder das Frauenzimmer geschossen? Wo ist sie hin?“ – Ich glaube wahrhaftig“, lachte

Möschel, „dir rappelt es im Kopfe! Komm mit nach Hause! Denk an den Rauenthaler!“

Er hob die Katze auf und steckte sie in den Jagdranzen. „Komm, Caro“, sagte er zu seinem Hunde, „wir wollen auf dem Heimwege ein bisschen zusammen plaudern. Mit dem Pfiffig ist ja doch nichts anzufangen. Ich glaube, der Schuss hat ihm das Konzept verrückt. Ich werde ihm zu Hause ‚Cotta’s Waldbau‘<sup>28</sup> zu lesen geben. Das schläfert ihn unfehlbar ein. Wenn ich nur zwei Seiten darin gelesen habe, schlafe ich im Stehen ein wie ein Rhinoceros.“

Es ging wie Möschel gesagt hatte. Der Rauenthaler löste endlich Pfiffigs Zunge, den der Vater Möschel mit Glückwünschen und Freudenbezeugungen fast erdrückt hatte. „Morgen schreibe ich’s dem Fürsten und dem Erbprinzen! Das macht Ihnen einen gewaltigen Stein im Brette bei den Herrschaften, Pfiffig! Darauf können Sie Gift nehmen! Und gerade ins Genick geschossen, das bei den Katzen der empfindlichste Punkt ist. Ja in der Anken, da sitzen die Kranken! Warte, Kerlchen, du erwürgst mir künftig keine jungen Rehe mehr und lässt mir die Fasanen in Ruhe! Ihre Gesundheit, Pfiffig! Sie sollten Förster werden statt Pfarrer! Mit der Bibel lassen sich die wilden Katzen nicht totschießen und mit der Flinte dürfen Sie, wenn Sie einmal Pfarrer werden, nicht mehr umgehen. Ganz wie es im Hieronymus Jobs steht:<sup>29</sup> Dieweil ein Geistlicher niemals nicht – anders als mit der Bibel ficht!“

Pfiffig hatte unterdessen seine Fassung wiedergewonnen. Er hielt das Glas gegen das Licht, blinzelte hinein und sagte in scheinbar nachlässigem Tone, dem ein aufmerksamer Beobachter aber die innere Erregung hätte anmerken können: „Wer war denn das weißgekleidete Frauenzimmer, das uns in die Quere kam? Heinrich nannte sie Clotilde.“

„Was, die Clotilde? Hatte sie ihren Pollak bei sich?“, fuhr zornig der Oberförster auf.

„Nein, Vater“, unterbrach der junge Möschel, „den hatte sie heute zu Hause gelassen. Seitdem du ihr gedroht hast, du würdest den Hund erschießen, wenn du ihn im Walde anträfest, schließt sie den Pollak immer ein, ehe sie ihre sentimental Streifzüge antritt.“

„Aber wer ist sie? Wo wohnt sie?“, drängte Pfiffig.

„Das ist eine lange Geschichte“, sagte der Oberförster, indem er die Flasche ergriff und ihren Inhalt prüfend beschaute. „Wenn ich die erzählen soll, wirst du wohl noch Succurs im Keller holen müssen, Heinrich. Aber der Wildkatze

---

28 Heinrich Cotta’s Anweisungen Zum Waldbau. Bis heute unverzichtbares Werk, jüngstes Erscheinungsjahr 2010.

29 Bezieht sich auf eine Satire in Knittelversen, die der Bochumer Bergarzt Carl Arnold Kortum (1745-1824) verfasste. Die Erstausgabe des Werks erschien im Jahr 1784 unter dem Titel „Leben, Meynungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten, und wie er sich weiland viel Ruhm erwarb auch endlich als Nachtwächter zu Sulzburg starb“. 1799 erschien eine überarbeitete und um zwei Teile erweiterte Fassung unter dem Gesamttitel „Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen“, daher ist das Werk vor allem unter dem Titel „Jobsiade“ bekannt.

wegen kommt es mir auf einige Flaschen Rauenthaler mehr nicht an. Also die Clotilde war auch dabei?“

„Freilich“, grommelte der junge Möschel, „Vor der ist man ja nirgends sicher. Nachts bis zwölf wandert sie, und morgens spukt sie schon wieder im Haus herum, wie Hans sagt. Sie war schuld daran, dass ich die Katze fehlte. Hol sie der ...“

„Nun, nun“, sagte der Oberförster begütigend. „Sie ist doch eine gute Seele und hat noch niemand etwas zuleide getan, wenn sie auch ein bisschen übergeschnappt ist. Aber dafür kann sie nicht. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber da schwatzen wir in den Tag hinein und Pffiffig zappelt vor Ungeduld, dass ich ihm die Geschichte erzähle. Dazu muss ich aber erst ausholen.“ Er tat einen kräftigen Schluck.

„Haben Sie schon das Dorf und Schloss Dartingen<sup>30</sup> gesehen, das etwa eine halbe Stunde von hier in einem schönen, fruchtbaren Tale liegt? Nein? Sie sind noch nicht auf jener Seite gewesen? Nun, Heinrich kann Sie morgen hinführen!“ „Prost die Mahlzeit!“, sagte der junge Möschel. „Ich will der Clotilde nicht begegnen! Sie hängt sich sonst an mich wie eine Klette und ich kann sie nicht wieder los werden!“

„Auch gut! So werde ich dem Herrn Pffiffig den Weg zeigen. Ich muss doch früh dort hinüber, um die Pflanzungen zu besichtigen, die ich letzten Herbst habe anlegen lassen.“

„Ich werde indessen ‚Cottas Waldbau‘ studieren. Ich habe ohnedem ein Pensum von zwei geschwänzten Tagen nachzuholen.“

„Sehr löblich, mein Sohn“, sagte lächelnd der Oberförster. „Also, Herr Pffiffig, Dartingen ist das reichste Dorf auf weit und breit und die Bauern sitzen darin wie die Vögel im Hanfsamen. An einem Ende liegt das Schloss, jetzt fast eine Ruine. Im Dreißigjährigen Kriege haben sie sich wacker dort herum geklopft, Schweden und Kaiserliche; und auch in den napoleonischen Kriegen zogen sich die Kolonnen gerne dorthin, denn der Hahn steht nicht umsonst auf dem Kirchturme.“

„Wieso?“, meinte Pffiffig.

„Wie ich sage“, antwortete der Oberförster. „Die alten Kriegsknechte wissen recht gut, dass man in protestantischen Dörfern, wo der Hahn auf dem Turme sich dreht, bessere und reichlichere Verpflegung hat als in katholischen, wo das Kreuz auf dem Turme festgenagelt ist. Nun gut! Das Schloss war früher befestigt und hat noch einige Ecktürme, die fast ebenso verfallen sind wie die mit Efeu überwachsene Ringmauer. Der Graben ist ausgefüllt und die Courtinen<sup>31</sup> sind in Terrassen und Gärten umgewandelt worden, welche Clotilde, das muss man ihr lassen, recht sorglich pflegt. Sie könnte freilich mehr Gemüse und weniger Blumen ziehen, aber das ist ihre Sache. Das Schloss gehörte den Freiherren von

---

30 Für das Schloss Dartingen und die im folgenden geschilderte Grafenfamilie von Dartingen konnte kein historisches Vorbild ermittelt werden.

31 Courtine (frz.) bzw. Kurtine: Bezeichnet in der älteren Befestigungskunst den Teil eines Festungswalls, der zwei Bastionen miteinander verbindet.

Dartingen, früher reichsunmittelbare Raubritter, deren Nachkommen meist in fremde Kriegsdienste traten. Das Geschlecht ist jetzt ausgestorben, aber Clotildens Großvater von mütterlicher Seite stand zur Zeit der Revolutionskriege<sup>32</sup> in österreichischen Diensten bei den Esterhazy-Husaren.<sup>33</sup>

Das Regiment hatte eine Art Cartell mit einem französischen Chevauxlégers-Regimente,<sup>34</sup> dessen Oberst ein Esterhazy gewesen war. Sie taten sich nichts zuleide und die kommandierenden Generale wussten recht wohl, dass sie Esterhazy und Esterhazy nicht gegen einander schicken durften. Sobald die Regimenter nahe genug an einander waren, um die Uniformen zu erkennen, schwenkten die einen rechts, die andern links ab, während sie gegen andere Regimenter wacker ihre Schuldigkeit taten.

Nun war einmal in den Revolutionskriegen während eines Waffenstillstandes eine Demarkationslinie gezogen längs des Baches, der das Tal von Dartingen durchfließt und die beiden Regimenter sollten die Grenze bewachen. Die Franzosen lagen in Dartingen und waren lustig und guter Dinge, denn sie hatten gutes Quartier, Essen und Trinken in Hülle und Fülle und machten sich den Weibslenten angenehm, indem sie ihnen allerlei kleine Dienste und Gefälligkeiten erwiesen und mit ihnen kokettierten. Die Kaiserlichen aber, deren Standort eine gute Stunde entfernt in einem ärmlichen katholischen Dorfe war, mussten in elenden Erdhütten läng des Baches kampieren, sich mit ihrer Menage behelfen und bliesen Trübsal nach Noten. Unter ihnen befand sich der Freiherr von Dartingen, der in den ersten Tagen manchmal sehnsüchtig nach seinem Schlosse hinüber schaute, in welchem die französischen Offiziere ihr Wesen trieben.

Aber das dauerte nicht lange. Warum hätten sich die Feinde, die doch im Cartell mit einander standen, nicht näher kennen lernen sollen? Um es kurz zu sagen, eines Abends kam unangemeldet der kommandierende österreichische General, um seine Wachen zu inspizieren. Er fand seine Baracken leer, drüben in Dartingen aber tanzten Husaren und Chasseurs<sup>35</sup> bunt durcheinander mit den Dorfschönen, wobei die Musik der Husaren aufspielte und auf dem Schlosse tafelten die Herren Offiziere und der Rittmeister von Dartingen präsierte an einem Ende des Tisches, während der Kapitän Comte Mirabord<sup>36</sup> am andern Ende die Honneurs machte und die Trompeter der Chasseurs zu den Toasten

---

32 Bezieht sich auf die „Französischen Revolutionskriege“, die das revolutionäre Frankreich von 1792 bis 1802 gegen die europäischen Koalitionen führte.

33 Die Esterhazys waren ein ungarisches Magnatengeschlecht. Angehörige dieser Familie bekleideten seit dem 17. Jahrhundert wichtige politische Ämter in habsburgischen Diensten, u.a. war Nikolaus Fürst von Esterhazy (1765-1833) österreichischer Feldmarschall.

34 Chevauxlégers-Regiment, auch Chevaulegers, ist die Bezeichnung für eine Gattung der leichten Kavallerie und kommt über das Französische (chevaux: Pferde, leger: leicht) ursprünglich aus dem Italienischen (cavalleggeri). Begründet wurden die Chevaulegers als eigenständige Waffengattung durch den französischen König Ludwig XII: im Jahr 1498.

35 Chasseurs bezeichnet die Jäger in der französischen Armee.

36 Für den Grafen Mirabord konnte kein historisches Vorbild ermittelt werden.

Tusch bliesen. Der General trat mit gerunzelter Stirne ein, wurde aber sofort durch den Grafen Mirabord heiter gestimmt, der mit dem Glase in der Hand aufsprang und nach höflichem Gruße sagte: ‚General, Sie sind, wie diese Herren, für heute Nacht unser Gefangener! Herr von Dartingen hat uns seinen Keller zur Verfügung gestellt und wie laden Sie geziemend ein, mit uns ein Glas auf das Wohlergehen der beiden Esterhazy-Regimenter zu leeren.‘

Der General war ein gutmütiger alter Herr, Freund eines guten Trunkes, und als man spät nach Mitternacht das Lager aufsuchte, sagte er lächelnd: ‚Gute Nacht, meine Herren! Ich nehme die Gefängniszelle, die mir Herr von Mirabord anbietet (der höfliche Franzose hatte sein Zimmer für den General einrichten lassen) mit Dank an, werde aber doch wohl künftig meine Inspektionen vorher anmelden lassen, um meine Leute in den ihnen angewiesenen Quartieren zu finden.‘

Einige Jahre verstrichen. Herr von Dartingen hatte in Folge einer Verwundung seinen Abschied genommen, sich in sein Schloss zurückgezogen, eine Dame aus der Nähe geheiratet und mit ihr einen Sohn gezeugt, der bald ein Tausendsassa wurde, fähig, dem Teufel aus der Hotte zu springen, um ihn dann auf freiem Felde zu fangen, wie der Schafhirt zu sagen pflegte.

Herr von Dartingen lebte ziemlich einsam auf seinem Schlosse und bewirtschaftete sein Gut. Sein Frau starb früh; er brachte seinen Jungen in die Residenz auf das Gymnasium, besuchte ihn jährlich einmal bei Gelegenheit des großen Wollmarktes, dem er regelmäßig, schon seiner Geschäfte wegen, beizuwohnen pflegte, und ließ ihn in den Ferien nach Hause kommen, wo dann der Junge das Oberste zu Unterst kehrte, um sich vom anstrengenden Studium des Lateinischen zu erholen, das ihm gänzlich wider den Strich ging.

Bei einem solchen Besuche in der Residenz begegnete Herr von Dartingen einem sauberen Manne in etwas fadenscheinigen Kleidern, dem man auf den ersten Blick den Militär ansah, um so mehr, als er nur einen Arm hatte. Er erkannte sofort seinen ehemaligen freundlichen Feind, den Grafen Mirabord.

Dem war es schlecht ergangen unterdessen. Er hatte bald nach dem Zusammentreffen in Dartingen den Arm in einem Gefechte verloren, später aber mit Frau und Tochter, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, aus Frankreich flüchten müssen und saß nun in der Residenz im Elend, da man seine Güter sequestriert hatte. Ein Wort gab das andere; Herr von Dartingen suchte die Gräfin Mirabord in einer Dachkammer auf, wo sie mit einem kleinen, schwarzäugigen, putzigen Ding von Töchterchen hauste, das dem Herr von Dartingen einen allerliebsten Knix machte und ihn sofort ‚Mon oncle!‘ nannte. Kurz und gut! Des anderen Tages fuhren die beiden Kriegsfeinde mit Frau von Mirabord und dem kleinen Hexlein in dem Zweispänner des Herrn von Dartingen nach dem Schlosse und die Pferde hatten nicht viel zu ziehen, obgleich die Mirabords ihr sämtliches Gepäck mitnahmen.

Nach etwa einem Monat war es Herrn von Dartingen, als gehörten die Franzosen zur Familie. Er spielte mit seinem Gaste Piquet und Trictrac; Frau von Mirabord bereitete vortreffliche Extraschüsseln, die ihm besser mundeten als die

Hauskost der ländlichen Köchin, die voll Staunens über die Kochkünste der gnädigen Gräfin war und das kleine Mädchen amüsierte ihn aufs Höchste mit seinen drolligen Versuchen in der deutschen Sprache.

Nichtsdestoweniger machten die Franzosen Anstalten zur Abreise. Herr von Dartingen war außer sich und stellte den Grafen zur Rede. ‚Warum wollen Sie weiter, in das Blaue hinein?‘, sagte er. ‚Gefällt es Ihnen nicht bei mir?‘ – ‚Nur zu gut‘, antwortete der Graf. – ‚Nun, so bleiben Sie bei mir, solange es Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin gefällt‘. – ‚Das geht nicht! Unser Besuch hat schon zu lange gewährt. Es ist nicht anständig, Ihre Gastfreundschaft länger in Anspruch zu nehmen.‘ – ‚Aber in drei Teufels Namen!‘, rief hitzig Herr von Dartingen, ‚wenn ich Ihnen nun sage, dass ich nicht mehr leben kann ohne Sie?‘ – ‚Erhitzen Sie sich nicht, lieber Freund‘, unterbrach ihn Mirabord, ‚so ist es nicht gemeint. Wir möchten ebenfalls gerne bleiben, aber nicht als Ihre Gäste. Es gibt ein französisches Sprichwort: *Les bon comptes font les bons amis*<sup>37</sup> Wenn wir bleiben sollen, müssen wir uns ihnen nützlich machen können. Wenn Sie uns dazu die Gelegenheit zu geben gewillt sind, so bleiben wir‘. – ‚Ich begreife nicht‘, rief Dartingen. ‚Eine französische Schrulle!‘

Die beiden Herren haderten fast miteinander während einiger Tage, kamen aber endlich, da der Franzose ebenso unerschütterlich blieb wie seine Frau, dahin überein, dass Graf Mirabord Intendant, seine Frau Haushälterin werden soll, mit einer kleinen Besoldung für jedes und freier Station für beide und ihr Töchterchen. ‚Es ist wahrhaftig lächerlich‘, meinte der Schlossherr, ‚dass ich einen solchen Vertrag mit Ihnen abschließe. Was Sie und Ihre Frau tun werden, hätten Sie auch als gute Freunde besorgen können.‘ – ‚Das will ich zugeben, aber es ist nicht dasselbe‘, antwortete der Graf. ‚Setzen wir den Fall, wir wären einige Jahre bei Ihnen geblieben als Gäste und es wäre irgend eine Zwistigkeit entstanden, die Sie vielleicht veranlasst hätte, mir eine tadelnde Bemerkung zum machen oder gar die Tür zu weisen. Dann standen wir uns als zwei Gleichberechtigte gegenüber, und es hätte dazu kommen können, dass wir uns in unserer Eigenschaft als alte Offiziere hätten herumschießen müssen. Jetzt sind wir, meine Frau und ich, Ihre angestellten Beamten; Sie können uns Bemerkungen machen, Aufträge geben, selbst einen Rüffel erteilen und uns entlassen; wir können Ihnen aufsagen; Der Ehrenpunkt kommt dabei nicht in das Spiel. Glauben Sie mir, klare Dienstverhältnisse sind besser als schrankenlose Freundschaften‘.

Dabei blieb es und Herr von Dartingen merkte bald, dass er nicht besser hätte fahren können. Der Graf verstand sich vortrefflich auf Land- und Gartenwirtschaft; er zog feine Gemüse und Zwergbäume, die damals in dem Lande noch völlig unbekannt waren und hielt die Knechte zu soldatischer Pünktlichkeit an; das Hauswesen gewann unter der Leitung der Frau von Mirabord eine andere Gestalt. Man speiste besser und lebte doch wohlfeiler; die Zimmer wurden netter und freundlicher und die kleine französische Hexe brachte viel Leben ins

---

37 Gute Rechnungen machen gute Freunde.

Haus. Schön sei sie nicht gewesen, hat man mir gesagt, denn ich habe sie nie gekannt, vielmehr klein und unansehnlich, aber ausnehmend graziös in ihren Bewegungen und ein Paar Augen habe sie im Kopfe gehabt wie glühende Kohlen. Ihrem ‚Papachen‘ und ihrem ‚Onkelchen‘ sah sie alles an den Augen ab, konnte sie dafür aber auch um den Finger wickeln.

Louis von Dartingen, der Freiherrn Sohn, kam regelmäßig in den Ferien nach Hause. Es konnte also nicht fehlen, dass er sich sterblich in Louison, wie ihre Eltern die Kleine nannten, verliebte. Er war ein wilder Bursche, zu allen Tollheiten aufgelegt; aber vor Louison strich er die Segel. Das Studieren wollte ihm nicht in den Kopf. Da er Pferde leidenschaftlich liebte, so hängte er die Klassiker an den Nagel und bereitete sich vor, Stallmeister zu werden. Als Louison soweit herangewachsen war, verlobte er sich mit ihr und heiratete sie schließlich, sobald er „Fürstlicher Marstall-Aspirant erster Klasse“ mit 600 Gulden Gehalt, freier Wohnung im Marstalle nebst einer Pferderation geworden war. Louis wurde um das schnelle Avancement und die vorteilhafte Versorgung sehr beneidet.

Das junge Paar bezog in der Residenz seine Stallwohnung, die jedenfalls den Vorzug der Wohlfeilheit, sonst aber manche Unbequemlichkeiten hatte. Louisons feine Nase wurde beständig durch die Düfte beleidigt, welche aus dem Erdgeschosse aufstiegen; vor Mitternacht war an keinen Schlaf zu denken, denn da die ersten Sängerinnen, besonders aber alle Damen des Balletts, die bei dem Fürsten in höchster Gunst standen, in Hofwagen zu Proben und Vorführungen geholt und wieder von dort nach Hause gebracht werden mussten, so war des Getöses in den unteren Räumen kein Ein Ende. Außerdem war es gewissermaßen administratives Prinzip der fürstlichen Obermarstall-Direktion, dass die Aspiranten Junggesellen und erst ihre Vorgesetzten, vom Stallmeister aufwärts, verheiratet sein sollten. Für den jungen Herrn von Dartingen hatte der Oberhofmarschall erst nach langem Widerstreben deshalb eine Ausnahme gestattet, weil seine aus einer Pension in der französischen Schweiz heimgekehrten Töchter auf diese Weise die beste Gelegenheit fanden, mit Louison ihre Konversationsstunden unentgeltlich fortzusetzen. Da aber den übrigen Aspiranten erster und zweiter Klasse gegenüber das Prinzip festgehalten wurde und außerdem die Führung und Begleitung der Theaterdamen zu ihren amtlichen Obliegenheiten gehörte, so konnte es nicht fehlen, dass die langen Korridore, durch welche die Aspirantenwohnungen miteinander zusammenhingen, oft noch in später Nachtstunde von Gestalten durchhuscht wurden, mit welchen eine ehrbare junge Frau aus höheren Ständen nicht gerne zusammentrifft.

Louison hatte sofort, als sie diese Übelstände erkannte, Absperrung ihres Quartiers und Isolierung desselben durch Herstellung eines gesonderten äußeren Einganges und einer eigenen Aufgangstreppe verlangt. Die Obermarstall-Direktion hatte aber dieses Ansuchen „im Interesse des Dienstes“ und, wie der Direktor ihr persönlich versicherte, „mit blutendem Herzen“ abgeschlagen.

So fand sich die gnädige Frau Marstall-Aspirantin erster Klasse in das Unvermeidliche. Wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, gewann sie den angenehmen Seiten des etwas zigeunermäßigen Marstallebens einigen Geschmack ab und



stand endlich, da sie lebhaften Geistes, lustigen Humors und wohlwollenden Gemüts war, an der Spitze der etwas lockeren Gesellschaft, welcher die ganze Residenz mit Ausnahme einiger alter Betschwestern umso gewogener war, als sie ihr steten Stoff zu Kaffeeschwatz und Teeklatsch gab.

Bald aber fanden die im Schloss von Dartingen Zurückgebliebenen, dass der Marstall zwar ein Eden für die dort Weilenden sein könne, dass aber nichtsdestoweniger das Pflaster der Wege, die dorthin führten, ein sehr teures sei. Die Besoldungsquartale des Aspiranten verflüchtigten sich, noch ehe sie in einer Schublade Quartier genommen hatten; die Pferderationen setzten ihnen nach, wurden aber schwindstüchtig, noch ehe sie die Flüchtlinge einholten und Louison und ihr Mann hetzten mit der ganzen übrigen Gesellschaft unermüdlich hinterdrein, zu Ross und zu Wagen, im Schlitten und im Kahne, verloren aber die Ausreißer nur umso schneller aus dem Gesichte. Nun gingen die Brandbriefe nach Dartingen. Der Schlossherr verpuffte furchtbare Quantitäten von Tabak, der ihm den Magen ruinierte, denn um zu sparen ersetzte er den holländischen Kanaster durch schwarzen AB; Herr von Mirabord wettete und fluchte hinter den Knechten drein, konnte aber dadurch ebenso wenig die Zahl der Garben vermehren als Frau von Mirabord die Zahl der Eier, welche ihre Hühner legten, durch Verschiebung ihrer Haube verdoppeln konnte, deren Bänder ihr über die Nase herunter flatterten. Man sparte furchtbar, das französische alte Ehepaar lebte sozusagen von der Luft, ohne ein Wort der Klage fallen zu lassen, und Herr von Dartingen fluchte über ‚schlechten Fraß‘ und Magenweh. Man feilschte derart mit den Juden, dass diese, die doch die einzigen Vermittler für Handel und Wandel waren, nicht mehr zum Schlosse gehen wollten; man quälte die Dienstboten dermaßen, dass sie ihre Bündel schnürten. Und dies alles nur, um den ‚Marstall zu füttern‘, wie der Herr von Dartingen sich ausdrückte.

Zuweilen holte der Herr von Dartingen sich selbst seine Atzung. Die hohen Herrschaften waren auf Reisen, im Bade, das Theater, Oper und Ballett, geschlossen, Ross und Wagen disponibel, und plötzlich fiel der Heuschreckenschwarm in Schloss Dartingen ein, wo es dann ärger herging als zu den Zeiten des Waffenstillstandes zwischen den feindlichen Esterhazy-Regimentern. Diese Überfälle fanden zwar immer unter sehr kurzer Anmeldefrist statt, aber Frau von Mirabord roch meistens schon vorher Lunte durch verdächtige Besuche von Antiquaren, Händlern mit alten Möbeln und Gemälden, Hofschlächtern und ähnlichem Volke, die um das Schloss herumschnüffelten, wo noch manche Schätze aus früheren Zeiten vernachlässigt waren. Der alte Herr von Dartingen war nämlich ein sonderbarer Kauz; er glaubte, nicht nur seine Antiquitäten, sondern auch alle Erzeugnisse seiner Güter seien unvergleichlich mehr wert als alles, was von andern stamme, und so forderte er, wenn er nur irgend bei Gelde war, die unsinnigsten Preise, verweigerte sogar am Abend die Lieferung von Dingen, die er am Morgen verkauft hatte, einfach unter dem Vorwande, er habe sich geirrt. Wenn er aber in Geldnot war, so verschleuderte er alles, was niet- und nagellos war, um jeden Preis dem ersten Besten, der sich zeigte. Das wussten die Händler, die jedenfalls mit dem Marstall Fühlung hatten und sich in

die Nähe des Schlosses zogen, wo sie auf gute Geschäfte vor und nach dem Besuche hofften.

Frau von Mirabord kannte aber ihre Leute. Sie war wunderbar bei solchen Gelegenheiten; flog treppauf, treppab wie ein junges Mädchen, warf alles, worüber sie auch nur entfernt Macht hatte, auf den Markt und schwatzte die Händler „rein um“, bis sie blödsinnig wurden und schließlich, übertäubt und überrumpelt, zu den höchsten Preisen kauften und ihre Waren spottbillig verkauften. Wohlgerüstet und verproviantiert erwartete Frau von Mirabord nach solchen Kämpfen die Gäste, welche Schwiegersohn und Tochter in das Schloss führten. Aber den Empfang hätten ihr sehen sollen! Hatte sie eine Stunde vorher dem Besen ähnlich gesehen, an dem die Spinnweben hingen, welchen sie zu Leibe gegangen war, so erschien sie jetzt in vollem Staate auf der Höhe der Freitreppe in der Eingangstüre, grüßte mit vollendeter Grandezza, ließ sich äußerst zeremoniell von Schwiegersohn und Tochter umarmen und hinter die Ohren küssen, wie auf dem Theater, und dann die Damen und Herren vorstellen, die sie nach einigen Begrüßungsworten mit graziöser Handbewegung einem dienenden Geiste überwies, der sie in das ihnen bestimmte Zimmer führte. Dort verschwand freilich, besonders in späteren Zeiten, der erste majestätische Eindruck beim Anblick eines Lehnstuhles, der ein Bein verloren hatte und nun mit schief zu Seite gesenktem Wappenschild die fehlende Stütze auf der Erde zu suchen schien, oder eines vom Alter getigerten Waschtisches mit gespaltener Schüssel und grifflosem Wasserkruge, über welchem ein blind gewordener venezianischer Spiegel mit zersplittertem Rahmen bei dem geringsten Luftzuge in Pendelbewegungen geriet. Die meisten der Gäste fochten aber solche Reste verschwundener Herrlichkeit wenig an – sie mochten es wohl in der eigenen Lotterwirtschaft nicht besser haben. Sie waren froh, dass sie gutes Essen und Trinken und alle nur irgend erdenkliche Freiheit zu Spiel und Kurzweil hatten.

Der alte Freiherr von Dartingen hielt standesgemäßen Empfang und Unterhalt für ein Gebot der ritterlichen Ehre. Er hätte eher das letzte Hemd vom Leibe versetzt, als dass er es seines Sohnes Gästen an etwas hätte fehlen lassen. Man zechte, jubilierte von morgens bis abends, und wenn die tollen Gäste wieder ausgeflogen waren, dann lagen die beiden alten Herren, die es für eine Pflicht hielten, an allen Gelagen teilzunehmen, mit Gicht und Zipperlein krank auf dem Schragen und Frau von Mirabord hinkte im Schlosse herum wie eine angeschossene Hirschkuh und kochte Tisane<sup>38</sup> aus allerlei „simples“, wie sie es nannte, nämlich aus Kräutern vom Felde, deren Kenntnis sie dem „göttlichen Bürger von Genf“ verdankte.<sup>39</sup>

Eines Tages aber halfen alle Rousseau'schen Kräutersäfte nicht mehr. Die Herren blieben auf dem Schragen liegen. Herr von Dartingen wurde schon nach wenigen Tagen in die Schlosskapelle getragen, aufrichtig bedauert von der

---

38 Tisane: Kräutertee.

39 Der „göttliche Bürger von Genf“ bezieht sich auf Jean Jacques Rousseau (1712-1778), der nicht nur ein bedeutender Philosoph und Pädagoge war, sondern sich als Naturforscher auch mit botanischen Studien beschäftigte.

ganzen Umgegend, weil er, wie die Bauern sagten, ein ‚guter, niederträchtiger Herr‘ gewesen war; Herr von Mirabord siechte noch einige Monate, folgte aber dann dem Kriegskameraden nach.

Ludwig von Dartingen hatte sofort nach des Vaters Tode seinen Abschied als Marstall-Aspirant genommen und mit seiner Frau und einem Töchterlein, Clotilde, sich im väterlichen Schlosse eingenistet.

Seht ihr, nun bin ich doch endlich bei der Clotilde von Dartingen angekommen; wenn auch auf langen Umwegen, die vielleicht nicht nötig gewesen wären, die aber doch den Herrn Pfiffig interessiert zu haben scheinen. Mir hat das Geschwätz die Kehle etwas ausgetrocknet. Lasst uns einen guten Schluck nehmen, damit es schneller zum Ende rutscht!

Die Lage der Dinge auf dem Schlosse war schon schlimm genug, als die verabschiedete Stall-Aspiranten-Familie einzog. Es wäre vielleicht noch möglich gewesen, einen leidlichen Faden abzuspinnen, wenn man sich der äußersten Sparsamkeit befleißigt und mit der Zähigkeit und Energie eines sein Gut selbst bestellenden Bauern die Wirtschaft geführt hätte. Aber die einzige, welche dieses in das Werk hätte setzen können, Frau von Mirabord, verfiel bald einer seltsamen Krankheit. Ihr Gedächtnis wischte sich nach und nach so aus, dass sie jede Erinnerung bis in die Mädchenjahre zurück vollständig verlor und auf dem Schlosse ihres Vaters in Frankreich zu leben glaubte. Sie schwärmte in der guten alten Zeit, kommandierte Dutzende von Domestiken, Zofen, Kutschern und Köchen, putzte mit allerlei Flitterwerk an sich herum, malte und schminkte sich, klebte Schönheitspflasterchen auf und spielte Cercle, indem sie Stühle im Kreise stellte, Marquisen und Duchessen in ihrer Einbildung darauf setzte und mit diesen Konversation machte.

Ludwig von Dartingen hatte von seinem Vater die adligen Marotten geerbt und lebte nur dem Vergnügen und seiner Liebhaberei für Pferde. Statt eines tüchtigen Paars Ackerpferde standen stets Reit- und Wagenpferde im Stalle; und wenn er nicht auf Rennen und Märkten umher schnurrte, wo er stets Wetten verlor oder von den schlaun Rosskämmen<sup>40</sup> über das Ohr gehauen wurde, so fuhr er, oft mit Weib und Kind, wie ein Irrwisch im Lande umher unter dem Vorwande, dass er ein paar neue Pferde einfahren oder einem Bekannten einen Besuch wiedergeben müsse. Louison war keine Haushälterin. Sie spielte prachtvoll Klavier, sang recht angenehm, zeichnete und malte ganz hübsch und deklamirte französische Gedichte ausgezeichnet. Wenn sie nicht mit ihrem Manne auf der Fahrt war, so unterrichtete sie zu Hause ihre kleine Clotilde, welche sie sonst der verrückten Großmutter mit ihren Schnurrpfeifereien überließ.

Eines Tages brachten sie das Ehepaar auf einem Leiterwagen in Stroh gebettet. Sie waren im Phaeton mit einem schönen Pferde ausgefahren, dass den Koller hatte. Die Bestie war durchgegangen, über einen hohen Rain hinabgesprungen, hatte den Hals gebrochen, den Wagen zertrümmert und die Insassen auf einen Haufen von großen Abweissteinen geschleudert, die man zur Aus-

---

40 Pferdehändler, Rosstäuscher

peilung der Straße vorbereitet hatte. Ludwig von Dartingen lag tot mit zerschellter Hirnschale. Louison konnte von den Chirurgen wieder notdürftig zusammengestoppelt werden; als sie aber nach langem Krankenlager wieder erstand, war sie krumm wie ein Fiedelbogen und hinkte ärger als ein Bettler.

So war denn die arme Clotilde als Backfisch allein auf dem Schlosse mit der verrückten Großmutter und der siechen Mutter, die zwar die Wegsteuer nicht mehr hatte, aber immer noch Herrin ihrer Glieder war. Es wurde natürlich ein Vormund und Verwalter in der Person des Landrichters bestellt. Als dieser aber den Schaden bei Lichte besah, fand er, dass eigentlich nicht viel mehr zu verwalten sei. Schloss und Garten, soweit die Ringmauer sie umschloss, waren Fideicommiss;<sup>41</sup> Acker, Wiesen und Wälder aber waren verkauft, verpfändet oder schon seit längerer Zeit in fremde Hände übergegangen.

Das war eine schlimme Zeit und sie dauerte noch fort. Aber das muss man sagen, Clotilde hat trotz unsäglicher Entbehrungen ihre Großmutter und Mutter bis zu ihrem Ende mit rührender Sorgfalt gepflegt und es ihnen an nichts fehlen lassen, worin sie freilich von den Nachbarn und den Bauern des Dorfes, die ja alle recht wohlhabend sind, nachhaltig unterstützt wurde. Jetzt haust sie in dem Schlosse allein mit einer alten, ihr treu ergebenen Magd, ist eine alte Jungfer geworden trotz aller Bestrebungen, unter die Haube zu kommen, und verfällt allmählich wie das Schloss. Sagen Sie einmal, Herr Pfiffig, ist es wahr, dass es ganz weiße Eulen gibt?“

„Gewiss, Herr Forstinspektor“, antwortete Pfiffig. „Domänenrat Naumann besitzt eine sehr schöne, ausgestopfte Eule, groß wie ein Uhu, die schneeweiß ist und nur im hohen Norden vorkommt. Man nennt sie dort Harfang, d. h. Schneeeule.“

„Recht“, sagte der alte Möschel. „Nun sehen Sie, Clotilde kommt mir in ihrem verwitterten Schlosse fast wie eine solche Schneeeule vor, denn sie kleidet sich immer in Weiß, weil sie außer ihrem Hauptnamen auch von irgend einer Ältermutter den Namen Blanche in der Taufe erhielt. So sitzt sie denn weiß angezogen in dem alten Gemäuer oder torkelt in Feld und Wald herum, als ob sie schneblind wäre. Weißt du vielleicht, ob sie jetzt Krokodilchen oder Kaiman ist?“; fragte er seinen Sohn.

Dieser schüttelte lächelnd den Kopf. Pfiffig aber, dem der Rauenthaler zu Kopf gestiegen war, fragte lebhaft: „Was soll denn das bedeuten?“

„Heinrich mag ihnen das erklären“, sagte der alte Möschel. Der Sohn aber brummte unwirsch: „Du solltest mich mit diesem Meidinger endlich in Ruhe lassen, Papa!“

„Na“, begütigte der Alte. „Wenn du's krumm nimmst, so muss ich es Herrn Pfiffig schon selber erklären. Sehen Sie, das gute Clotildchen hat ein sehr liebebedürftiges Herz und da sie jetzt schon über die Grenze der reiferen Jugend

---

41 Fideikommiss bezeichnet ein unveräußerliches und unteilbares, einer bestimmten Erbfolge unterliegendes Vermögen, das üblicherweise auch nicht belastet werden durfte. Die Erbfolge erfolgte in den adeligen Familienfideikommissen meist nach den Regeln der Primogenitur.

hinausgekommen ist, so ließe sich eine ziemlich lange Liste nicht nur von oberflächlich abgenutzten Liebhabern, sondern auch von eingegangenen und wieder aufgelösten Verlobungen aufstellen. Da den Bauern der Name Clotildchen nicht ganz mundgerecht war, wurde sie im Dorf meist das Krokodilchen genannt. Ein arger Spötter behauptete aber, so heiße sie nur so lange, als sie verlobt sei. Wenn das Verhältnis aber zurück gegangen sei, dann müsse man sie „Kaiman“ nennen. Nun, das ist hängen geblieben. Heinrich wird aber allemal wild, wenn ich davon spreche, denn er war einmal ganz nahe dran, als Krokodilerich einzutreten.“

Der junge Möschel schüttelte sich vor Lachen; Pffiffig lächelte verlegen.

„Ein seltsames Frauenzimmer bleibt sie doch, dieses Krokodilchen“, fuhr Vater Möschel fort. „Sie lebt beständig in Phantasien und Hirngespinnsten, niemals in der wirklichen Welt. Aus ihren Liebhabern schafft sie sich Idealgestalten, welchen sie alle erdenkliche, in den von ihr frei erfundenen Charakter passende Vorzüge andichtet und deren Fehler sie so lange in ihrem Spatzenhirn aufputzt und mit Flittertand zudeckt, bis sie ihr selber endlich als Tugenden erscheinen. Da hatten sie mir einmal aus der Residenz einen himmellangen, spindeldürren Baron als Forstgehilfen zugeschickt, den sie in der Residenz den „Wagehals“ nannten, weil sie behaupteten, man könne nicht begreifen, wie er mit seinen dünnen, zerbrechlichen Spazierhölzern sich hinaus auf die Straße wagen könne. Dieser lange Dreidraht hatte einen wahren Abscheu vor Wald und Wild; er saß den ganzen Tag auf seiner Stube, den sehnsüchtigen Blick nach der Himmelsgegend gerichtet, wo die Residenz liegt und blies auf einem Klapphorn die Melodie: Den lieben langen Tag – Hab ich nur Angst und Plag! Die klagenden Töne hatten einen tiefen Eindruck auf Clotildchen gemacht, die gerade in elegischer Stimmung wegen der Lösung einer Verlobung als Kaiman am Hause vorüber schwebte; sie rannte heim und sang den ganzen Abend mit solcher Inbrunst ‚Des Mädchens Klage‘, dass sie über dem Brausen des Eichwaldes ihr Nachtessen vergaß.

Das konnte der Wagehals freilich nicht hören, aber nichts desto weniger fanden sich die Herzen umso leichter, als Clotilde einigen Trostes und er einiger Zerstreuung bedurfte.

Nun machten sie sentimentale Spaziergänge zusammen, wobei er nicht viel sagte, in den Himmel guckte und häufig über die Baumwurzeln im Wege stolperte, was Clotilde erlaubte, notdürftig mit ihm Schritt zu halten. Bei ihrer Leidenschaft für Blumen verfehlte sie nicht, sich und den Geliebten damit zu bekränzen und ihm ganze Bündel in den Büchsenranzen zu packen, die er auch geduldig schleppte. Kaum aber hatte Clotilde den Rücken gedreht, so warf er das ‚sentimentale Gras‘, wie er es nannte, der Kuh im Stalle vor. ‚Er ist so zartsinnig‘, sagte Clotilde, als sie solches erfuhr, ‚er will nicht, dass diese stummen Zeugen seliger Stunden in profane Hände fallen‘. Nun, eines Tages waren sie nach dem Hangelsteine, einer dort im Walde gelegenen Basaltkuppe gegangen, in deren Umgegend viele schöne und selbst seltene Blumen angesiedelt sind. Clotilde sieht an dem steilen Absturz dieser ‚Teufelskanzeln‘, wie die Bauern den Felsen nennen, eine Blume, die sie haben möchte. Der Wagehals klettert hin, gleitet aus,

fällt etwa dreißig Fuß hoch hinunter und bricht sich richtig eines seiner dünnen Beine. Clotilde fliegt auf einem Umwege zu ihm, sucht ihn so weich zu betten als möglich und rennt fort, Hilfe zu suchen. Nach einer Stunde etwa erscheint sie wieder, schwer bepackt mit Blumen und grünem Laubwerk. Unterwegs war ihr eingefallen, dass der Wagehals die Blumen so sehr liebe. Sie hatte also auf den Fluren das Schönste gesucht, um ihre Liebe damit zu schmücken! Jetzt, nachdem sie das getan, will sie abermals fortrennen, um Hilfe zu suchen. Der Wagehals ist, wie ihr euch denken könnt, außer sich vor Schmerzen und Wut. ‚Bitte‘, sagt er, ‚reiche mir die Flinte und den Büchsenranzen.‘ – ‚Um’s Himmels willen‘, schreit Clotilde, ‚du wirst doch nicht ...‘ ‚O nein‘, stöhnt der Wagehals ‚aber du begreifst, wenn während deiner Abwesenheit ein wildes Tier auf mich hilflos Daliegenden ...‘ ‚Du hast Recht, mein Held‘, ruft Clotilde, ihn umfassend. ‚Wehre dich, Tapferer!‘ Sie reicht ihm Flinte und Pulverhorn und rennt fort.

Der Wagehals hatte kalkuliert, dass seinem geliebten Krokodilchen wieder ein anderer Gedanke durch den Kopf fahren könnte. Er machte also ein wahres Rottenfeuer, so schnell als seine Schmerzen es ihm erlaubten und so lange als sein Pulver reichte. Man ging dem Schalle nach, fand ihn noch vor Einbruch der Nacht und trug ihn auf einer aus grünen Zweigen zusammen gestoppelten Bahre nach Hause. Der Bruch war ein einfacher Bruch und heilte umso besser, als der Verband durch Abmagerung nicht gelockert wurde. Clotilde wollte den Teuren pflegen, aber der Wagehals hatte der Blumen genug und als er geheilt war, kehrte er in seine geliebte Residenz zurück und quittierte den Forstdienst und Clotilden zu gleicher Zeit.

Ein andermal tauchte in Schloss Dartingen ein etwas rätselhafter Verlobter auf. Er war, wie das Mädchen in der Fremde – man wusste nicht, woher er kam, und später stellte sich auch heraus, dass seine Spur verschwunden war, noch ehe er Abschied genommen hatte. Er behauptete, er sei von Adel, aber niemand wollte es ihm glauben. Ich bin überzeugt, er war ein versprengtes Mitglied einer herumwandernden Schauspielertruppe oder eines Zirkus von englischen Reitern, denn er war ein hübscher Kerl, gewandt in allen Leibesübungen und sehr stark in gewissen Kraftausdrücken. Er war sehr zerrissen in Schloss Dartingen hereingefallen, nahm mit einem sehr lotterigen Quartier vorlieb, verlangte aber gutes Essen und Trinken. Das war nun freilich sehr knapp geworden; aber Roland, wie ihn Clotilde nannte, wusste sich zu helfen. Er verkaufte, was nur irgend noch zu verkaufen war, bis zu den Sparren und Ziegeln des Daches der Scheune, die ja ohnehin außer Gebrauch war, da es nichts mehr einzuheimen gab. Mit den jungen Burschen im Dorfe stand Roland ausgezeichnet; Clotilde bewunderte das Talent, womit er sich in ihren Ton, ihre Sprechweise zu finden wusste. Wenn er spät bis in die Nacht mit den Burschen kneipte, so war sie entzückt, dass Roland einem so schweren Leben noch heitere Augenblicke abgewinnen könne.

Der liebe Roland hatte aber viel Unglück. Eine Pastorfrau in der Nähe hatte Clotilde, ihre Schulfreundin, bei ihrem letzten Zusammentreffen sehr mager gefunden und ihr einen schönen gebratenen Truthahn geschickt, damit sie sich wieder ein bisschen heraus füttern könne. Clotilde hatte in Abwesenheit

Rolands, der mit einigen Burschen auf den Krebsfang gegangen war, ein Stückchen verzehrt und den fast noch vollständigen Braten in einem freilich sehr defekten Speiseschranke im Keller aufbewahrt. Da musste es zum Unglücke Roland, der ihrer Meinung nach von dem Truthahn kein Sterbenswörtchen wusste, am frühen Morgen einfallen, er wolle seiner Clotilde eine Freude machen und zu ihrem bevorstehenden Namensfeste den Keller mit grünen Kränzen schmücken. Er arbeitet, dass ihm der Schweiß von der Stirne troff. Clotilde kommt in den Keller. ‚Wo ist der Truthahn? Er ist fort!‘ Roland weiß von nichts. In der Ecke sitzt Clotildens Lieblingskater, emsig mit seiner Toilette beschäftigt. Der hat’s getan. Roland schwingt den Hammer und schlägt den Verräter nieder. Clotilde wird von nervöser Aufregung krank, legt sich zu Bett und trinkt Kamillentee. In der Dorfkneipe hatten am Abend einige Freunde Rolands ein fröhliches Gelage bei Krebsuppe, Hasenpfeffer, zu dem der Kater das Material geliefert hatte, und kalten Truthahn mit Salat. Man ließ Clotilde hoch leben.

Wenn nun auch Clotilde steif und fest an die Wahrhaftigkeit ihres lieben Roland glaubte, so hatten doch einige Gerüchte über das Gelage in der Dorfschenke, die ihr zu Ohren kamen, einige Zweifel in ihr argloses Gemüt eingepflanzt. Da der Kater tot war, so konzentrierte sie die liebenden Gefühle, welche die Neigung zu Roland ihr übrig ließ, auf eine rüdische Amsel, die nur noch die Hälfte ihre Federn besaß, aber leidlich zahm war und eine Phrase aus ‚Heil dir im Siegerkranz‘ pfiß und auf zwei Schafblämer, welchen sie die Namen Daphnis und Cloe beigelegt hatte und die sie an himmelblauen und rosenroten Halsbändern spazieren führte.<sup>42</sup> Um ganz in der Rolle zu sein, hatte sie an dem Griffe ihres Sonnenschirmes eine Art Kelle wie an einer Schäferschuppe angebracht.

Sie war zu einer mehrere Tage dauernden Hochzeit in der Umgegend eingeladen und kam spät abends nach Hause. Am frühen Morgen rannte sie in den Stall. Nur Cloe meckerte ihr entgegen. Roland hatte Daphnis sofort nach ihrer Abreise dem unersättlichen Magen geopfert, das Fell verkauft und nur das rosenrote Halsband übrig gelassen. Clotilde durchstürmte das Schloss mit Angstrufen: ‚Wo ist Daphnis?‘

Endlich erschien Roland mit kummervoll gefurchter Stirne. ‚Denke dir, Teure‘, sagte er, ‚dass Daphnis den Hals gebrochen hat. Sie wollte wahrscheinlich ihrer Herrin nach, sprang über die Mauer und stürzte mit dem Kopfe auf jenen großen Stein, der im Graben liegt. Wir haben das treue Tierchen, im Garten unter jenem Strauche von gelben Rosen, die du so sehr liebst, begraben.‘

Clotilde ließ ihren Tränen freien Lauf. Als aber Roland; seiner Gewohnheit gemäß, sich zum Frühschoppen entfernt hatte, nahm sie den Spaten und grub an der frisch aufgekratzten Stelle nach, die Roland ihr bezeichnet hatte. Sie fand natürlich nichts. Ihre Entrüstung war grenzenlos. Es gab eine heftige Szene, in

---

42 Humorvolle Anspielung auf einen antiken Liebesroman, der die Geschichte von Daphnis und Chloe zum Gegenstand hat, die ihre Kindheit elternlos bei Hirten erleben, voneinander getrennt werden, wieder zueinander finden, sich lieben und schließlich bei ihren Eltern glücklich leben.

Folge deren Roland seinen Wanderstab weiter setzte und Krokodilchen als Kaiman im Schlosse zurückblieb.

So“, schloss Vater Möschel, „nun ist es gut! Jetzt wollen wir zu Bette gehen und wenn wir ausgeschlafen und gefrühstückt haben, dann stehe ich Ihnen zu Diensten, Herr Pfiffig, um Sie auf den Weg nach Dartingen zu führen!“

Am andern Morgen führte Vater Möschel den noch immer träumenden Pfiffig, dem die gestrige Abendunterhaltung einigermaßen das Konzept verrückt hatte, auf die Höhe, welcher gegenüber Schloss Dartingen auf einem Hügel lag. Vater Möschel schlug sich seitwärts in die Büsche, nach seinen Pflanzungen zu sehen, Pfiffig wanderte schnurstracks dem Schlosse zu.

Das Dorf, am Fuße des Hügels in Gärten gelegen, machte einen freundlichen, behäbigen Eindruck. Die Bauern waren jedenfalls wohlhabend. Die Häuser aus Sparrenwerk drehten ihre Giebel gegen die Dorfstraße, die Miststätten waren besonders gepflegt, und Pfiffig wusste aus den vom Domänenrat empfangenen Lehren, dass die Haltung der Miststätten der Maßstab sei, an dem man die Wohlhabenheit und Sorgsamkeit der Bauern messen könne.

Das Schloss war eine halbe Ruine, die Ringmauer von Efeu und wildem Hopfen überrannt, der Weg zu dem eingestürzten Tore vernachlässigt. Pfiffig trat ein. Innerhalb der Ringmauer einige wohl gepflegte Gartenbeete mit Blumen und Rosenbüschen. Nirgends ein lebendes Wesen. An den Mauern des Hauses rankten sich Schlingrosen und kanadische Reben empor. Hie und da ein Fenster, dessen Läden im Winde schaukelten, mit blinden oder zerbrochenen Scheiben. Eine offene Türe, über welcher ein mächtiges Wappenschild hervortrat, führte in eine weite Halle, die als Kapelle gedient haben mochte, denn an der einen Breitseite war eine Orgel angebracht, von welcher aber nur noch einige, aus ihrer Stelle gerückte Holzpfeifen übrig waren. Die wertvolleren Metallpfeifen waren verschwunden. Roland hatte ihnen den Weg zum Trödler gezeigt. An der einen Schmalseite ein ungeheurer Kamin, in welchem man einen ganzen Ochsen hätte braten können, ebenfalls mit mächtigem, in Stein gemeißeltem Wappenschild. Pfiffig fühlte sich seltsam bewegt. Er war in der Verehrung von hohen und höchsten Herrschaften auferzogen. Schauernd betrachtete er den Zerfall eines früheren Glanzes.

Er trat durch eine Türe unter der Orgel in einen weiten, mit Marmorfliesen gepflasterten Raum, aus welchem eine schön gewundene Doppeltreppe mit massiven, steinernen Brüstungen nach oben führte. An den Pfosten der Treppen waren dieselben Wappenschilder angebracht. Er hatte noch nie eine solche Treppe gesehen. Im gräflichen Schlosse zu Mockheim gab es nichts Ähnliches. Während er auch hier staunend betrachtete, klapperte ein ärmlich gekleidetes, altes Mütterchen auf Holzpantoffeln die Treppe herab. Er trat ihr entgegen. „Fräulein von Dartingen?“, fragte er. „Oben in ihrem Zimmer sind das gnädige Fräulein. Gehen Sie nur hinauf! Ich muss schnell fort!“ Damit huschte die Alte hinaus.

Pfiffig stieg auf den oberen Flur, von dem lange Korridore sich nach beiden Seiten erstreckten. Er scharrte, hustete - nur das dumpfe Echo der Korridore



antwortete. Er glaubte, leises Wimmern und Schluchzen zu hören. Er schlich näher bis zu einer Türe, wo die Töne deutlicher wurden. Er klopfte an - keine Antwort. Er klinkte leise die Türe auf.

Clotilde lag in einem weißen, stark fleckigen, schlafrockähnlichen Gewande, dessen Garnierung einst rosenrot gewesen, jetzt aber vergilbt war, mit aufgelöstem Haar über ein zerschlissenes Ruhebett hingegossen, mit ihrem Leibe einen Gegenstand verdeckend, den sie leidenschaftlich umarmte. Pfiffig machte eine heftige Bewegung. Clotilde richtete sich auf. Ein hässlicher brauner Köter lag auf dem Ruhebett mit aus dem Rachen hervor hängender Zunge, wie es schien, in den letzten Zügen. Clotilde schluchzte und weinte, die herabrinnenden Tränen hatte tiefe Rinnen in die Schminke ihrer Wangen gefurcht. Sie schien Pfiffig in diesem Augenblicke unbeschreiblich schön, wenn er gleich sich unwillkürlich des klassischen Distichons von König Ludwig I. erinnerte:<sup>43</sup>

O wie schön ist's in Rom. Doch Rom ist nicht Rom, wenn es regnet;  
Gleich wie ein Weib, wenn es weint, selbes die Schönheit verliert.

„Entschuldigen Sie“, stammelte Pfiffig. Aber er konnte nicht weiter fortfahren. Mit einem Sprunge warf sich Clotilde ihm entgegen. „Sie Engel in der Not! Helfen Sie! Retten Sie! Pollak stirbt!“ – „Wer stirbt?“, fragte Pfiffig, scheu um sich blickend. „Pollak! Sehen Sie nicht? Pollak!“, schrie Clotilde, ihn zum Ruhebett reißend.

In diesem Augenblicke und ehe noch Pfiffig seiner fünf Sinne mächtig geworden war, trat die Alte keuchend herein, eine Flasche mit einer braunen Flüssigkeit in der Hand. „Das hat mir der Hans Jörg gegeben“, sagte sie, „das sei gut für alles Gebreite bei Menschen und Vieh!“ Clotilde riss ihr die Flasche aus der Hand. „Geschwind! Geschwind! Halten Sie ihm den Kopf!“ Sie goss dem Hunde das Mittel ein. Dieser erbrach sofort große Mengen eines grasgrünen, fetten Breies, der sich über das Ruhebett ergoss. „Gott sei Dank! Er ist gerettet! Wie kann ich Ihnen danken? Aber er zittert! Geschwind, Anna, einen warmen Krug!“ Die Alte trippelte fort. „Bitte holen Sie den Krug, Pollak stirbt sonst vor Kälte! Eine Decke!“ Sie wickelte den Hund ein. „Bitte den Krug! O Gott! Welcher Fieberfrost! Stirb nicht, lieber Pollak, stirb nicht! O Himmell! Arsenik! Spangrün! Der Krug!“

Sie schob Pfiffig zur Türe hinaus und dieser stürzte der Alten nach, die im Erdgeschoss in einer großen Küche verschwunden war.

„Ach du mein Herr Jesuschen“, seufzte die Alte, „wenn es nur dein Wille wäre, dass der Pollak davon käme! Ohne das Hundsvieh kann ja mein gnädiges Fräulein nicht leben! Was sie an ihm hat, weiß ich nicht; aber sie wird gewiss verrückt, wenn er krepirt.“

„Was ist es denn mit dem Köter?“, fragte Pfiffig.

„Ach, sehen Sie, mein liebes Herrchen, das gnädige Fräulein wollte die alten Gartenbänke mit grüner Ölfarbe anstreichen, die ihr Herr Philipp geschenkt

---

43 Gedichte von König Ludwig I. von Bayern, München 1. und 2. Teil 1829, 3. Teil: 1839, 4. Teil: 1847. Distichon (griechisch: Zweizeiler) ist ein Verspaar bestehend aus einem Hexameter.

hatte. Während sie nun nach einer Schürze suchte, hat sich der Pollak über die Farbe hergemacht und sie gefressen. Da hat er sich wohl vergiftet. Ich habe schnell beim Hans Jörn, der sich auf Hunde versteht, etwas geholt. Aber jetzt bitte ich schön“, sagte sie, indem sie Pfiffig einen großen, mit kochendem Wasser gefüllten Steinkrug in die Arme schob, „bringen Sie das hinauf! Der Schreck ist mir so in meine alten Glieder gefahren, dass ich mich kaum auf den Beinen halten kann. Ach Gott!“, seufzte die Alte in Tränen ausbrechend, „ach Gott, das Fräulein! Ach Gott, der Pollak!“

Pfiffig trug den Krug, der unerträglich heiß war, eilig hinauf. Der Hund zitterte noch immer am ganzen Leibe. Alles war mit grüner Farbe und brauner Flüssigkeit übergossen, das Ruhebett und Clotildens Schlafrock schillerten in allen Farben. Von Tränen überströmt ergriff Clotilde unter krampfhaftem Schluchzen den Krug und schob ihn unter den Bauch des Hundes. Kaum aber fühlte dieser die kochende Hitze, als er wie rasend aufsprang, mit entsetzlichem Angstgeheul ein paar Mal in die leere Luft hinein schnappte und durch die geöffnete Türe mit zwischen die Beine geklemmtem Schwanz Reißaus nahm. Wie ein Wirbelwind fuhr Clotilde, Pollak! Pollak! rufend, hinter ihm drein, die Treppe hinab. Ehe Pfiffig noch sich von seiner Überraschung erholt hatte, waren Hund und Herrin seinen Augen entschwunden. Pfiffig nahm seine Mütze, rannte die Alte fast um, die noch immer weinend die Treppe hinauf zu steigen sich bemühte, und stürmte den Fliehenden nach. Er sah nur noch von der Höhe der Ringmauer aus einen weißen Schemen in dem Walde verschwinden.

Pfiffig kehrte nach dem Forsthause zurück und ärgerte sich beim Mittagessen über die beiden Möschel, Vater und Sohn, die sich vor Lachen ausschütten wollten über die Geschichte seines Besuches, welche er notgedrungen beichten musste. Pfiffig fand eine solche Herzensgüte in dem Benehmen des Fräuleins von Dartingen, dass er nicht umhin konnte, seiner vollen Anerkennung in begeisterten Worten Ausdruck zu verleihen. Er lehnte nachmittags eine Aufforderung zum Besuche eines Nachbarn unter dem Vorwande ab, dass er noch einiges für das bevorstehende Maturitätsexamen nachzuholen habe, und ging allein in den Wald, wo er emsig nach Pollak und seiner Herrin ohne Erfolg suchte.

Am andern Morgen machte er sich auf den Weg nach Dartingen. Im Garten angelangt, wurde er auf das Angenehmste durch Clotilde überrascht, die ihm in reizender Morgentoilette, den großen Rembrandthut keck auf die Seite gestülpt, mit dem gewinnendsten Lächeln entgegentrat. Ihre Haut war weiß, wie ihr Kleid, ihre gestern so gerunzelten Wangen glatt und schön rot geschminkt, die Augen durch schwarze Untermalung vergrößert, das Haar in zierliche Löckchen gekräuselt. Eine dunkelrote Rose auf der linken Achsel und ein Sträußchen von gelben Rosen an der vollen Brust erhöhten den Reiz ihrer geschmackvollen und doch einfachen Toilette. Sie erhob sich von einer Bank, vor welcher Pollak, sauber gewaschen und gekämmt, auf einem Kissen mit verblichener Stickerei lag.

Clotilde erschöpfte sich in blumenreichen Redensarten und Danksagen. Erst nachdem sie einen ganzen Schwall über den „großmütigen Retter ihres Lieblings“ ergossen hatte, lud sie den sehr hölzern dastehenden Pfiffig ein, Platz

neben ihr auf der Bank zu nehmen und fragte ihn in diskreter Weise über seine Lebensverhältnisse aus. Der gute Pfiffig, der bis dahin nur einigermaßen unbeholfene und einzig mit ihren natürlichen Reizen geschmückte Mädchen kennen gelernt hatte, wurde nach und nach warm und zutraulich, erzählte von seinen bisherigen Lebensschicksalen, von den Aussichten, die er habe, und zuckte, wie von einem elektrischen Funken getroffen, als Clotildchen im Feuer der Unterhaltung einmal seine Hand ergriff und warm drückte. „Es wäre herrlich,“ sagte sie, „wenn Sie einmal Pfarrer in Dartingen werden könnten! Wie würde ich mich freuen, denn mein Herz sagt mir, dass Sie es gut mit mir meinen, mit mir und meinem Pollak, der dank Ihrer Hingebung jetzt zwar wieder hergestellt, aber noch sehr ermüdet ist. Gönnen wir dem lieben Tierchen die Ruhe!“

Es wurde für den Nachmittag ein Stelldichein im Walde verabredet an einem stillen, lauschigen Plätzchen, wie Clotilde versicherte, wohin sie sich oft begeben, um in Tiedge's *Urania*<sup>44</sup> oder in Matthissons *Elegien*<sup>45</sup> zu lesen, denn diese seien die Dichter, welche ihr am meisten zusagten.

Pfiffig stellte sich zum Rendezvous ein und kehrte am Abend in das Forsthaus als Verlobter zurück. Er konnte sein Glück den beiden Möschel nicht verhehlen. „Hm!“, sagte Vater Möschel, „wie alt sind Sie? Achtzehn? Clotilde geht stark in den Dreißigern, aber ihr Herz ist immer noch jung. Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Pfiffig. Wir beide, Heinrich und ich, geben Ihnen unser Ehrenwort, dass wir niemand weiter etwas von Ihrer Verlobung sagen. Tun Sie auch so, wenn ich Ihnen raten kann. Erinnern Sie sich des Versleins:

Kein Feuer, keine Kohle  
Kann glühen so heiß,  
Als heimlich stille Liebe,  
Von der niemand nichts weiß.

Sie werden noch manches Köhlchens auf Ihre Liebespfeife bedürfen, um sie brennend zu erhalten. Und nun schlafen Sie wohl. Sie werden es wohl tun können, denn heute Nacht scheint der Mond nicht.“

Als die beiden jungen Leute an Pfiffigs Tür angelangt waren, sagte der Sohn Möschel: „Gute Nacht, Pfiffig. Es ist doch recht hübsch von Dir, dass du das Deine getan hast, um Clotildchen wieder zum Krokodilchen zu machen, nachdem sie so lange Kaiman war.“

Es folgten einige selige Tage. Pfiffig schwärmte in dem Hochgefühl seiner ersten Liebe. Er fand alles schön in dem verwitterten Schlosse, die dreibeinigen Stühle, die wackeligen Tische, die zerrissenen Tapeten, deren Fetzen an den Wänden herabhingen, die blinden oder mit Papier verklebten Fensterscheiben, die halb ausgehängten Fensterladen, die leeren Säle, durch welche der Wind strich - er suchte sogar Pollak eine liebenswürdige Seite abzugewinnen, obgleich dieser stets gegen ihn knurrte und ihm nach der Hand schnappte. Clotilde war so

---

44 Christoph August Tiedge (1752 – 1841): *Urania*, Halle 1801.

45 Friedrich von Matthisson (1761 – 1831): *Elegie an Sophie von Seckendorf und Eleonore von Kalb*, Mannheim 1787.

liebevoll, so zärtlich! Er bewunderte ihre hochfliegende Phantasie, war entzückt von ihrer Naivität und lauschte atemlos ihren Erzählungen, in welchen ihre Ahnen, die Freiherren von Dartingen und die Grafen von Mirabord eine vorragende Rolle spielten. Er träumte sich als zukünftigen Schlossherr von Dartingen.

Einige Grafen von Mirabord waren verschollen, der eine in Kanada, der andere in Pondichery.<sup>46</sup> Er zweifelte nicht, dass aus Amerika oder Indien eines Tages die Nachricht von einer unermessliche reichen Erbschaft für seine Clotilde anlangen werde, dass diese ihm dann ihre Hand reichen, dass sie beide das Schloss in seiner alten Herrlichkeit wiederherstellen und Clotilde durch ihre Verbindungen bei Hofe ihn adeln lassen werde. Freiherr Pfiffig von Dartingen!

Die raue Wirklichkeit griff störend in diese Träume und das ganze selige Zusammenleben ein. Die Ferien endeten, es musste geschieden sein. Clotilde hatte ihm bis dahin nur erlaubt, ihre Hand zu küssen. „Es schicke sich nicht für ein Freifräulein“, sagte sie, „sich auf den Mund küssen zu lassen wie eine Bürgerliche; selbst in der Überwallung der Gefühle müsse der Adel seine Würde zu wahren wissen.“ Nur bei dem Abschiede erlaubte sie ihm einen Kuss, rannte dann aber die Hände ringend davon und als Pfiffig mit kaum verhaltenen Tränen den Schlossthürschwiel hinab schritt, sah er Clotilde in einem hohen Turmfenster, mit einem Roten Umschlagtuch ihn Lebewohl winkend.

Die Schulkameraden erkannten ihren lustigen, heiteren Pfiffig nicht wieder. Er nahm einen Umweg, um nicht bei Landrichters Minchen Fensterparade machen zu müssen; statt draußen herum zu schweifen oder die Kneipe zu besuchen, schloss er sich auf seine Stube ein, um die Briefe zu lesen, welche Clotilde ihm schrieb und die er mit nicht minder langen Episteln beantwortete. „Pfiffig ochst schauderhaft“, sagten die Kameraden und ließen ihn in Ruhe.

So kamen die Tage des Maturitäts-Examens heran. Pfiffig bestand es glücklich wie alle anderen Kandidaten und wie es an dem Gymnasium feststehender Brauch war, aber die Kameraden wunderten sich doch, dass er trotz des vielen Ochsens nur mit knapper Not durchkam. Die Lehrer schrieben seine zuweilen recht verkehrten Antworten auf Rechnung des allzu angestregten Studiums; und da er zugleich abgefallen und hohläugig aussah, so gaben sie ihm den Rat, sich zu Hause zu erholen und bis zum Beginn des Universitätsstudiums keine Bücher mehr anzusehen. Das taten die Kameraden Pfiffigs ebenfalls, auch ohne Empfehlung. Die meisten vertrödelten sogar unmittelbar ihre Klassiker, denen sie für immer Lebewohl sagten, an einen Antiquar, und bestritten damit die Kosten eines solemnem Kommerses.

Pfiffig fand zu Hause in Mockheim manche Veränderungen, die sich langsam vollzogen hatten, auf die er aber jetzt erst nach längerer Abwesenheit aufmerksam wurde. Bei seinem Vater bereitete sich eine Gehirnerweichung vor. Zwar arbeitete er noch immer an seiner Drehbank und inspizierte noch immer die Feuerspritzen, aber seine Zunge war schwerfällig geworden und er hatte offen-

---

46 Pondyerry, heute Puducherry: eine Stadt in Südindien.

bar Mühe, seine Gedanken zu konzentrieren und ihnen Ausdruck zu verleihen. Die Mutter war noch immer rüstig und überall im Hause tätig, aber sie hatte sich fast ganz dem Narren gewidmet und überließ die Oberleitung des Haushaltes und der Küche ihrer Tochter Luise, die den schweren Kummer des Verlustes ihres Verlobten erlitten und sich aus der gräflichen Hofhaltung zurückgezogen hatte. Der Verlobte war nach achtjähriger treuer Liebe und als Luise sich schon am Ziele ihrer Wünsche glaubte, als Reserve-Offizier eingezogen worden und nicht auf heroische Weise, sondern an der Ruhr in Holstein gestorben. Luise hatte den Verlobten innig betrauert, aber es schien Pfiffig, als ob die Tröstung nicht ferne sei. Vater Pfiffig hatte sich, da ihm das Predigen schwer fiel, einen Kandidaten zur Aushilfe erbeten und es hatte sich getroffen, dass der junge Mann, ein seltener Fall! ein noch freies Herz besaß. Es ist immerhin ein Verdienst, ein weibliches, in Trauer versunkenes Wesen zu trösten und dem Kandidaten wurde dies umso leichter, als er es gewissermaßen als seine Pflicht ansah, nicht nur bei der Gemeinde, sondern auch in der Familie seines Pfarrherren als Helfer sich zu betätigen. Zudem hatte der Kandidat an dem Domänenrate nicht dieselbe Stütze, wie Vater Pfiffig sie gehabt hatte. Er war aus der neueren theologischen Richtung hervorgegangen, hatte einige Jahre nach Vollendung seiner Universitätsstudien im Seminar zugebracht und zeigte eine entschiedene Abneigung gegen Naturwissenschaften und Landwirtschaft, welche des Domänenrates ganzes Interesse in Anspruch nahmen. Der Kandidat hatte also wenige Berührungspunkte mit dem trefflichen Manne, zumal dieser auch seine Predigten lang und langweilig fand und ihm schon mehrmals in seiner derben Weise wegen der in der Gemeinde zunehmenden Kopfhängerei zur Rede gestellt hatte. Auch gefiel es dem Domänenrate nicht, dass der Kandidat von seinen antisemitischen Ansichten kein Hehl hatte und so die Spaltung zwischen den zahlreichen Juden Mockheims und den christlichen Bauern noch vergrößerte.

Aber der Domänenrat konnte auch nicht mehr, wie er gerne wollte. Er litt häufig an Gichtanfällen, humpelte an einer Krücke umher, konnte nicht mehr zu Pferde steigen und musste die Puppe, die früher nur morgens diente, oft auch tagsüber an den Schreibtisch rücken, während er mit verbundenem Fuße im Lehnstuhle saß. Der Domänenrat bäumte sich zwar gegen diese ihm aufgezwungene Untätigkeit auf wie ein störriges Ross, aber das Podagra war stärker als er, trotz allen Wetterns und Fluchens. Er hatte sich von Hohenheim einen dort ausgebildeten Ökonomen zur Aushilfe kommen lassen,<sup>47</sup> der es ihm aber in keinem Stücke recht machen konnte. „Mist!“, schrie der Domänenrat, „Phosphate und Nitrate“, antwortete der Hohenheimer, und oft erhitzten sie sich über künstlichen und natürlichen Dünger dermaßen, dass der Domänenrat einen heftigen Anfall bekam und den Doktor musste holen lassen, während der Hohenheimer, mit seinen übermäßig langen Armen gestikulierend, in den Wald

---

47 In Hohenheim war 1817 eine landwirtschaftliche Unterrichts- und Versuchsanstalt gegründet worden, die bald als zentrale Lehr- und Forschungsstätte der Agrarwissenschaft galt. 1904 wurde sie zu einer landwirtschaftlichen Hochschule erhoben und erhielt 1967 den Rang einer Universität.

hinein lief und den Bäumen sein Leid klagte, dass er mit einem solchen „alten Rindvieh“ ackern müsse. Nach schlafloser Nacht tat es dann dem Domänenrat doch leid, dass er den jungen Menschen so bärbeißig angeschnauzt habe; er ließ ihn rufen und sagte, sich das Bein reibend: „Ich bin gestern Abend etwas heftig gewesen – die verfluchte Gicht! Lassen Sie in’s Teufels Namen zwanzig Säcke von Ihrem Stinkzeug kommen und verbrennen Sie damit einige Morgen Weizen – ich will es darauf ankommen lassen!“

Der Besuch Pfiffigs tat dem Domänenrate wohl. Er ordnete mit seiner Beihilfe seine Sammlungen aufs Neue, debattierte mit ihm über den Nutzen der Eulen, der Fledermäuse, der Maulwürfe, der Kröten und sogar der Füchse, die er, entgegen dem Urteile seiner früheren Jagdgenossen, für sehr nützliche Tiere hielt, weil sie fast ausschließlich von Mäusen lebten, und wenn ihm der Hohenheimer Assistent die Galle aufgeregt hatte, so wirkte ein Gespräch mit Pfiffig etwa in gleicher Weise auf ihn wie ein niederschlagendes Pulver. Pfiffig befand sich ebenso behaglich bei dem Domänenrate wie bei seinen alten Freunden unter den Juden, die ihm ihre treue Anhänglichkeit bewahrt hatten, ihm aber doch zuweilen durch ihre Neugierde lästig fielen. Mit ihrer hoch entwickelten Fündigkeit und Kombinationsfähigkeit hatten sie bald herausgebracht, dass Pfiffig sein Herz an irgend ein weibliches Wesen verloren haben müsse, aber allen weiteren Kreuz- und Querfragen gegenüber blieb der angehende Student der Theologie stumm wie ein Fisch. „Er macht sich nichts wissen“, sagten sie, „er wird schon kommen, wenn er uns nötig hat.“

Der Kandidat, der schon als zukünftiger Schwager Pfiffigs sich berufen glaubte, diesen auf die Wege des Heils zu geleiten, sah die langen Besuche beim Domänenrat, dem er als erklärtem Ketzer nicht grün war, und bei den Juden sehr ungern und gab sich alle erdenkliche Mühe, aus Pfiffig den alten Adam auszutreiben. Er war von dem Kulturkampfe, der gerade ausgebrochen war und in hellen Flammen loderte, ganz erfüllt, hielt lange Reden über die Geistesbefreiung des deutschen Volkes und über die Pflicht eines jeden Wohlgesinnten, sich durch Buße und Gebet zu der neuen Ära vorzubereiten, welche nicht nur über Deutschland, sondern über die ganze Christenheit hereinbreche. Aber je heftiger er seine Thesen verfocht, desto weniger fand er bei Pfiffig geneigtes Gehör.

Dieser war sehr unerquicklich angemutet. Er erhielt von der Geliebten lange Briefe, wahre Broschüren, aus deren Gefühlsschwall sich immer als Kern die Aufforderung herauschälen ließ, er möge seinen Eltern reinen Wein einschenken und seiner geliebten Clotilde die Möglichkeit verschaffen, sich mit diesen und seinen Schwestern in nähere Verbindung zu setzen. Sie schrieb, sie möchte ihr Glück gern in alle Welt hinaus schreien und sie begreife nicht, warum ihr Geliebter nicht das gleiche Bedürfnis fühle. Pfiffig wusste sich selbst nicht genügende Rechenschaft darüber zu geben, warum er das süße Geheimnis in seinem Herzen verschließe; aber so oft er mit seiner Mutter davon reden wollte, verschloss ihm eine unerklärliche Scheu den Mund. Dem Domänenrat und seinen jüdischen Freunden gegenüber hielt er sich aus guten Gründen auf der Reserve.

Er wusste sehr wohl, dass Ersterer sagen würde: „Dummes Zeug! Lern erst dein Christentum, wenn du es denn doch einmal lernen sollst!“ Die semitischen Freunde aber kannte er zu gut, um nicht zu wissen, dass sie ihm, besonders aus schwerwiegenden finanziellen Gründen den Rat geben würden, sobald als möglich seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, wenn er auch einige Haare dabei lassen müsste. „Fort mit Schaden“, würde Moses gesagt haben. „Was tu ich mit einem Schatze, den ich nicht heben kann? Ist das ein Geschäft?“

Das Studium der Theologie, das er nach den Ferien beginnen sollte, lag dem guten Pfiffig wie ein Alp auf der Brust. Er hatte mehrmals bei seiner Mutter angeklopft, um zu erfahren, was diese zu einer Berufsänderung sagen würde, die Antwort war aber wenig tröstlich ausgefallen. Der Kandidat hatte zu großen Einfluss auf das Gemüt der Frau Pfarrerin gewonnen. Ohne direkt gegen Pfiffigs Pläne zu reagieren, hatte er so viel von der hohen Mission des Geistlichen, von dem christlichen Lebenswandel zu welchem derselbe vor allen andern berufen und auserwählt sei, gesprochen, dass Pfiffig sehr wohl einsah, es würde seiner Mutter das Herz brechen, wenn er umsatteln würde.

Pfiffig war sehr unglücklich. Er wusste kaum, wo Zeit und Muße hernehmen, um die Briefe seiner geliebten Clotilde zu beantworten. Der Kandidat hatte nach kurzem Zetern seine Batterien geändert. Er verfolgte den zukünftigen Schwager förmlich mit Liebe und Zärtlichkeit. Kaum hatte sich Pfiffig auf seine Stube zurückgezogen, so trat der Kandidat ein, verwickelte ihn in lange Gespräche über seinen Studienplan oder bat ihn um seine Meinung über eine Predigt, die er ihm vorlas. War der Kandidat beschäftigt, so kam Schwester Luise, um ihr Herz auszuschütten, oder die Mutter, um nach seiner Ausstattung zu sehen. Flüchtete sich Pfiffig aus dem Hause in den Wald, um dort seine Korrespondenz aufzunehmen, so war ihm der Kandidat schon auf dem Nacken, noch ehe er eine Zeile zu Papier gebracht hatte. Und als Pfiffig das Suchen nach Raupen, Schmetterlingen und Käfern zum Vorwande für seine häufigen und langen Exkursionen in den Wald nahm, da schien der Kandidat sich plötzlich auch für diese Geschöpfe zu interessieren, wenn er auch noch Zweifel darüber hegte, ob sie von dem Herrn des Weltalls oder von dem Verderber der Schöpfung erschaffen seien.

So verflossen die Tage und Wochen der Ferien in ungemütlichster Weise und Pfiffig war froh, als ihr Ende herannahte. Aber unterdessen war auch sein Widerstand erlahmt. Es ging ihm wie dem Hans von Katzenfingen:<sup>48</sup>

Erst ward um aller seiner Sünden Menge  
Um jede einzeln dann zu Mut ihm kläglich!  
Der Pastor triumphierte ganz unsäglich!

Als die Stunde der Abreise geschlagen hatte, war Pfiffig vollständig überzeugt, dass er sein Seelenheil nur in dem gläubigen Studium der Theologie finden könne. Mit dem Behagen eines verzweifelten Entschlusses gab er dem Kandi-

---

48 Reinhold Solger (1817 – 1866): Hanns von Katzenfingen und seine Frau Tante.

daten das Ehrenwort, sofort nach seiner Immatrikulation in die Verbindung „Wingolf“ einzutreten,<sup>49</sup> an deren Senioren ihm der Kandidat einige Empfehlungen mitgab. Der Abschiedsbesuch bei dem Domänenrat hätte ihn freilich fast wankend gemacht. „Du weißt“, sagte der alte Herr, „dass ich von den Schnurrpfeifereien der ‚Mappenbuben‘, wie sie der selige Fürst nannte, von den Maskeraden mit Cereviskappen und bunten Bändern, mit Schlägern und Kanonienstiefeln nicht viel halte, ja, dass sie mir in der Seele zuwider sind. Aber die Kopfhänger, Ducker und Mucker sind mir noch widerwärtiger. Nun meine ich gerade nicht, dass der Pedell Wagner Recht gehabt habe, als er einen Studenten dahin definierte: ‚Das ist ein junger Mann, der sich meinetwegen manchmal besäuft‘; aber ich bin der Meinung des Oberförsters von Eschwege, der seinem Sohne schrieb: ‚Von einem Studenten habe ich die Idee: Morgens ins Kolleg, nachmittags in den Wald und abends in die Kneipe für ein oder zwei Schoppen.‘ Also, wenn du den gelehrten Krimskrams dann doch einmal hinunterwürgen musst, so schlucke ihn tapfer ein, sieh zu, dass er dir den Appetit zum Mittagessen nicht verderbe und spüle ihn abends hinunter, aber mit Maß, damit du den Kopf oben behältst, der dir ohnehin ganz wirr werden muss von den theologischen Spitzfindigkeiten. Lebe wohl, Junge, und behalte mich in gutem Andenken, wenigstens so lange, als die paar Goldfuchse dauern, die ich dir mit auf den Weg gebe.“ Pfiffig wollte gerührt danken, aber der Domänenrat winkte ihm ab. „Geh nur“, sagte er, „in diesem Händedruck liegt alles, was ich für dich fühle!“, und dabei ließ er ihm eine Rolle in die Hand gleiten.

„Herr Pfiffig“, sagte Moses beim Abschiede, „der Gott Israels geleite sie auf Ihren Wegen! Wenn dieselben aber sollten führen in die Kreuzgasse, so wissen Sie, dass dort der Löb Itzig wohnt. Er handelt zwar mit alten Kleidern, aber er ist ein gemachter Mann, und wir haben ihn wissen lassen, was er zu tun hat. Er ist ein braver Mann und er kennt den Moses von Mockheim und der Moses kennt ihn. Wenn Sie etwas brauchen, gehen Sie zu ihm. Er ist ein kluger Mann und er kann Ihnen sagen, wo Barthel den Most holt, wenn Ihre Professoren es Ihnen nicht können sagen. Mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen.“

Einige Kommilitonen, von dem Kandidaten bereits benachrichtigt, nahmen den „Fuchs“<sup>50</sup> gleich bei der Ankunft in Empfang und geleiteten ihn in eine christliche Familie, wo er für teures Geld eine erbärmliche Stube und eine magere Kost, dafür aber viel Frömmigkeit und gottselige Tischgespräche fand. Der Hausvater war ein magerer, im Dienste des Herrn ergrauter Mann mit langem, straffem, in der Mitte gescheiteltem Haupthaar, in dessen tiefliegenden Augen zuweilen ein unheimliches Feuer aufloderte. Er trug einen langen Rock

---

49 Der Wingolf entstammt dem Vormärz und der deutschen Romantik. In Anlehnung an die in dieser Zeit vielgelesenen Oden Klopstocks über den Tempel der Freundschaft, den Wingolf, übernahmen religiös motivierte Verbindungen diese Bezeichnung. Die erste Wingolfverbindung entstand im Dezember 1841 in Bonn aus einer christlich-pietistischen Theologenkneipe. Der Wingolf in Gießen gründete sich am 15. August 1852 als christliche und farbentragende Studentenverbindung.

50 Mit Fuchs oder Fux wird in Verbindungen ein neues Mitglied bezeichnet.



mit enormen Taschen, wahren Speichern für Traktätlein und wohlgesinnte Zeitungen, betete beim Morgenkaffee, beim Mittagstische und beim Abendessen vor und leitete an den Abenden, wo er sich nicht in Versammlungen oder Komitee-Sitzungen der Heilsarmee begeben musste, die häuslichen Andachten, bei welchen die ältere Tochter mit schriller Stimme vorsang. Die Hausmutter war meistens so sehr mit der Wirtschaft beschäftigt, dass sie kaum Zeit fand, ihre Hände zu falten, die sie stets an einer unsauberen Schürze abtrocknete. Einer von den Söhnen war leider! von den Wegen der Tugend, die ihm der Vater zuweilen mit dem Stocke wies, gänzlich abgewichen und schon ein vollendeter Taugenichts, wie sein Erzeuger versicherte, obgleich er noch in Quarta über lateinischen Wörtern und Satzbildungen schwitzte. Seine Kameraden versicherten, er sei der beste Spielgenosse, stets heiter auf der Straße, in Feld und Wald; aber sobald er sich dem Hause seiner Eltern näherte, komme eine furchtbare Langeweile über ihn, die erst weiche, wenn er der Türe wieder den Rücken kehre. „Ich will sehen“, sagte der Junge mit kindlicher Offenheit zu Pffiffig, „ich will sehen, wie lange du es bei uns aushältst. Du siehst mir nicht danach aus, als ob es dir hier gefallen könne. Oder bist du auch einer von den Kalfaktorn,<sup>51</sup> die dem Papa gleich hinterbringen, was ich tue oder nicht tue?“

Solcher Empfang heimelte den guten Pffiffig um so weniger an, als er bald merkte, dass er auf Schritt und Tritt überwacht sei. Doch kam ihm diese Erkenntnis nur nach und nach; erst nach einiger Zeit verstand er den Sinn mancher Anspielungen, die der Herr Sekretär, wie der Hausvater genannt wurde, in seinen erbaulichen Reden machte.

Als er sich zu verschiedenen Kollegien meldete; merkte er bald, dass in der Fakultät selbst nicht alles im Einklang war.<sup>52</sup> Der Dekan, in dessen Hände er sein Gelöbnis ablegte, war trotz der hohen Würde eines Superintendenten, die er bekleidete, ein jovialer alter Herr, rationalistisch angehaucht und aller Kopfhängerei abhold. Er sah seine theologischen Kollegen nur in den Fakultäts-sitzungen, trank seinen Schoppen und rauchte seine Pfeife im Club mit Medizinen und Juristen, ließ Gott einen guten Mann sein und erzürnte sich nur, wenn die Kandidaten ihm Probepredigten brachten, in welchen, wie er zu sagen pflegte, zeitlich Ehre und ewige Verdammnis zusammengekoppelt und der Teufel zum Schrecken für Frauen und Jungfrauen an die Wand gemalt war. „Ihre Predigt ist ganz nett für einen Anfänger“, hatte er einem Kandidaten bei Zurückgabe seines über und über von ihm mit schwarzen Strichen gespickten Manuskriptes gesagt, „aber wenn es ihnen nichts verschlägt, so wollen wir ,das

---

51 Ein Kalfaktor (lat. calefactor: Heizer) ist eine Hilfskraft oder ein Bediensteter, der einfache Arbeiten verrichtet.

52 Vorbild für die folgenden Schilderungen des Universitätslebens war zweifellos die Universität Gießen, die Carl Vogt aus eigener Anschauung gut kannte. Er hatte in Gießen vom Oktober 1833 bis zum Sommersemester 1835 studiert. In seiner Autobiographie „Aus meinem Leben“ gibt Vogt einen sehr lebendigen und äußerst humorvollen Einblick in das Leben und Treiben in der kleinen Universitätsstadt an der Lahn und zeichnet amüsante Charakterbilder der Gießener Professoren.

schwarze Kerlehen‘ herausstreichen!“ Die Predigt hatte freilich durch das Wegstreichen des Teufels alles Salz verloren.

„Herr Pffiffig von Mockheim?“, hatte der Dekan gesagt, indem er seinem jungen Freund derb auf die Schulter klopfte. „Ja, ja! Ich bin immer gern auf Kirchenvisitation nach Mockheim gegangen! Wir haben recht vergnügte Stunden dort verlebt! Grüßen Sie mir bestens Ihren Herrn Vater und den Herrn Domänenrat. Ein ausgezeichnete Landwirt, nicht wahr? Er hat in Frankreich gelernt, wie man Kapaunen und Indians mästet. Ja“, sagte der Dekan, mit der Zunge schmalzend, „grüßen Sie mir die beiden würdigen Herrn recht sehr und lassen Sie es sich wohl sein bei uns. A propos! Wo wohnen Sie denn? Bei Herrn Sekretär Meyer? Da sind Sie vor die rechte Schmiede gekommen! Wenn Sie sich bei dem gehörig beschlagen lassen, dann werden Sie auf der Himmelsleiter nicht ausgleiten!“

Ganz anders war der Empfang bei Sr. Ehrwürden, dem Professor der alttestamentlichen Exegese und Universitätsprediger, Konsistorialrat Pfannkuchen.<sup>53</sup> „Ich habe mit Freuden vernommen“, sagte dieser, „dass sie sich unserem kleinen, aber opferwilligen Häuflein angeschlossen haben. Fahren Sie fort, sich zu festigen im Glauben, der uns vor allem Not tut! Ich bete zum Herrn, dass seine starke Hand Sie zurückhalten möge vor den Versuchungen dieser eitlen Welt. Der Herr hat Sie vielleicht zu seinem Werkzeuge ausersehen, um in den vordersten Reihen der Glaubensstreiter zu kämpfen gegen den Hochmut seiner Verleugner, gegen die Maßlosigkeit der Materialisten, die sich auf eine nichtige Wissenschaft stützen und die ewigen Wahrheiten nicht erkennen wollen, die er durch den Mund der Propheten verkündet hat. Ich weiß, dass Sie sich früher auch zu solchen Bestrebungen haben mitreißen lassen, dass Sie aber das Blendwerk des Bösen abgeschüttelt und ihm den Rücken gekehrt haben. Der Herr segne Ihren Eingang in den Tempel, und sein Antlitz leuchte über Ihnen in der Stunde der Versuchung.“

Dem guten Pffiffig wirbelte der Kopf und je weiter er sich in das Studium der Theologie versenkte, je eifriger er an den Andachtsübungen und frommen Gesprächen Anteil nahm, in die seine Hausgenossenschaft und die Debatten des Wingolf ihn verstrickten, desto stärker wurden die Nebel, welche in seinem Hirne aufstiegen. Einmal fasste er sich ein Herz und klagte dem Dekan, der ihn stets wohlwollend aufgenommen hatte, seine Not. „Freundchen“, sagte der Dekan mitleidig lächelnd, „was soll ich Ihnen sagen? Es gibt ein altes Sprichwort: Wer unter den Wölfen ist, muss mit ihnen heulen. Sie sind unter den Wölfen – heulen Sie mit, so lange Sie können, wenn Sie Ihren Weg machen wollen! Sie sehen mich an, als wollten Sie fragen, warum ich nicht auch mitheule? Ich habe meinen Weg gemacht, habe es also, Gott sei Dank, nicht nötig!“

---

53 Einen Professor namens Pfannkuche (Heinrich Friedrich Pfannkuche, 1766-1832) hat es zwar an der Universität Gießen gegeben, er war allerdings ordentlicher Professor des Griechischen und der orientalischen Sprachen und hatte nicht die hier genannte Professur der alttestamentlichen Exegese inne. Vogt, der Pfannkuche auch in seiner Autobiographie als Lehrer des Hebräischen erwähnt, hat hier die Fakten ganz offenbar bewusst entstellt.

Pfiffig fand diese Antwort des Dekans wenig tröstlich – um so weniger, als er sich in einer verzweifelten Gemütslage befand. Clotilde bestürmte ihn mit Briefen und unglaublichen Aufträgen, die ihn bald zu einem ständigen Kunden der Parfümerieläden und Modegeschäfte der kleinen Universitätsstadt machten. Man munkelte darüber im Wingolf und die Senioren desselben begannen schon zu beraten, ob es nicht am Platze sei, ihm eine Verwarnung zu geben. Der Herr Sekretär machte bei den Abendgebeten stets deutlicher werdende Anspielungen, sprach von „Fallstricken der Tugend“ und „Abgründen des gottgefälligen Lebenswandels“ und deutete vorsorgend an, er werde gezwungen sein, Ehrwürden über die Räude zu berichten, welche eines seiner Schafe zu befallen drohe.

Pfiffig hätte diese Sticheleien vielleicht mit stoischem Gleichmut ertragen, wenn er nicht mit Bedauern bemerkt hätte, dass seine finanziellen Verhältnisse auf stark geneigter Ebene abwärts glitten. Die Pension war teuer und schlecht; der Wingolf kostete trotz des asketischen Lebenswandels der Genossen fast mehr Geld als ein fröhliches Kneipleben. Der Sekretär sammelte bald für diesen, bald für jenen frommen Zweck und da man wusste, dass Pfiffig von dem Grafen unterstützt wurde, also über einen in den Augen der übrigen Genossen bedeutenden Wechsel zu verfügen hatte, so wurde er ausgiebig in Anspruch genommen. Die Goldfuchse des Domänenrates flogen um die Wette für die Ansprüche der frommen Gemeinde und für die Besorgung der Aufträge Clotildens auf Nimmerwiedersehen aus. Pfiffig hatte sogar eine Mantille „auf Pump“ nehmen müssen, und die Putzmacherin, welche dieselbe geliefert hatte, drohte mit Klage. Ein Wingolfbruder bei einer Putzmacherin verschuldet! Unerhört! Welcher Skandal in der frommen Gemeinde! Welcher Jammer im elterlichen Hause!

Pfiffig ging zu Løb Itzig.<sup>54</sup> Einem Wingolfbruder, dem er an der Türe des kleinen Ladens begegnete, sagte er, er wolle einen alten Flaus kaufen, um seinen noch ziemlich neuen Rock zu schonen. „Ein Wingolf“, sagte sein Freund, „kauft bei keinem Juden!“ – „Kannst du mir einen Christen nennen, der mit alten Kleidern handelt?“ fragte Pfiffig. Der Wingolf schüttelte den Kopf, spuckte aus und ging weiter. Pfiffig trat in den Laden.

Es sah darin nicht sehr einladend aus. Ein alter Mann in schmutzigem Rocke, mit einer vergriffenen Samtmütze auf dem Kopfe, hantierte zwischen alten Kleidern und Geräten aller Art. Kaum, dass Pfiffig in dem Halbdunkel des Gewölbes die Umrisse seiner Gestalt erkennen konnte. „Ich möchte den Herrn Løb Itzig sprechen“, sagte Pfiffig. – „Nun“, antwortete der Angeredete, „wer kennt nicht den Løb Itzig? Nur die Fuchse kennen ihn nicht. Wer ist der Herr?“ – „Ich heiße Pfiffig!“ – „Gott soll's wissen! Herr Pfiffig von Mockheim? Der Moses hat mir geschrieben! Aber nicht hier. Kommen Sie mit!“

Der Alte nahm Pfiffig an der Hand und führte ihn durch einige dunkle, mit Waren gefüllte Räume in ein kleines, elegant möbliertes Zimmer. „Setzen Sie

---

54 Einen Juden namens Løb gab es in Gießen im fraglichen Zeitraum tatsächlich. Das Adressbuch der Stadt Gießen von 1840 verzeichnet einen Kaufmann Løb in der Marktstraße sowie einen Marcus Løb in der Walltorstraße.

sich! Erlauben Sie einen Augenblick! Essen Sie Mazzes? Ich glaube, der Moses hat mir gesagt, er schicke jedes Jahr welche Ihrer Frau Mutter, die habe sie für's Leben gern! Sar'chen“, rief der Alte zur Türe eilend, „bring Mazzes und ein Fläschchen von dem Chios-Wein! Ein lieber Gast! Erlauben Sie einen Augenblick. Machen Sie sich's bequem unterdessen.“

Löb Itzig verschwand für kurze Zeit. Pfiffig sah sich verdutzt in dem behaglichen Zimmer um. Einige Bronzen, chinesisches Porzellan auf Etagèren, einige niedliche Ölgemälde in alten Rahmen, ein türkischer Teppich, ein eingelegter Tisch, bequeme Sessel darum, - welcher Unterschied von dem Laden!

Löb Itzig tauchte wieder auf in feinem Rocke, mit einem goldgestickten Samtmützchen auf dem Kopfe, gefolgt von einer Magd, die das Ostergebäck und eine seltsam geformte Flasche mit einigen venezianischen Gläsern trug. Löb Itzig schenkte ein. „Zum Willkomm, Herr Pfiffig! Er ist echt! Lassen Sie sich's schmecken! So, jetzt können wir sprechen mit einander! Der Moses hat mir geschrieben. Ich weiß alles! Der Moses ist mein Freund, ein braver Mann! Und er hat mir gesagt, ich soll Ihnen raten und soll Ihnen helfen, weil Sie seien sein junger Freund. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Es dauerte nicht lange und Pfiffig war ausgequetscht wie eine Zitrone. Selbst das Geheimnis mit Clotilden war enthüllt, obgleich Löb Itzig bedenklich das Haupt geschüttelt hatte. „Ist kein Geschäft, Herr Pfiffig“, hatte er gesagt. „Mit dem Vater und dem Großvater habe ich gute Geschäfte gemacht - aber mit der Tochter ist kein Geschäft mehr. Aber ich will nichts gesagt haben. Was tu ich mit einem Schloss, wenn nichts darin verschlossen ist? Aber die Mantille war zu teuer! Gott, Herr Pfiffig, warum kamen Sie nicht vorher zu mir?“ Er schellte. „Sar'che, sag dem Rebek'che, es soll kommen einen Augenblick. Es ist meine Tochter, Herr Pfiffig! Sein Sie nur ruhig! Das Rebek'che ist ein verständiges Mädchen und verlobt mit einem Juwelier in Paris, ein gutes Haus!“

Rebeka war nicht schön, aber anziehend. Schlanker Wuchs, feiner olivenfarbiger Teint, dunkle Augen, aber etwas aufgeworfene Lippen und scrophulös geschwollene Nasenspitze. Nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln sagte Löb: „Rebek'che, du sollst dem Herrn Pfiffig behilflich sein. Du wirst für ihn kaufen, was er braucht für seinen Schatz und wirst Buch führen über seinem Geld. Du wirst buchen, was ich dir sage und nicht buchen, was er dir sagt. Und du wirst der Henriette Schneider sagen, sie soll dir die Rechnung über die Mantille geben und ich werde sie zahlen, wie es recht ist. Du verstehst mich?“ – „Ja, Vater!“ „Und Herr Pfiffig wird uns die Ehre antun, nächsten Donnerstag abends bei uns zu essen. Nicht wahr, Herr Pfiffig?“

Pfiffig stutzte. Es lief ihm eiskalt über den Rücken. Was würden der Wingolf, der Sekretär, der Konsistorialrat sagen, wenn sie erführen, dass er eine Einladung zu einem Semiten angenommen habe?

Löb Itzig lächelte. „Ich weiß, Herr Pfiffig! Aber Sie wissen, in dem Hause neben uns wohnt der Aktuar Müller. Der ist von Ihren Leuten. Sie werden zu ihm gehen am Donnerstag und jedes Mal, wenn Sie zu uns kommen wollen, was uns eine große Ehre sein wird, und Sie werden dem Manne sagen, Sie seien ein-

geladen und er wird Sie führen. Sie sollen nicht gesehen werden, dass Sie in mein Haus gehen.“

Pfiffig kannte den Aktuar als einen der Eifrigsten in der stillen Gemeinde, der sich besonders durch seinen Antisemitismus bemerklich machte. Er unterdrückte einen Aufschrei der Verwunderung. Löb sprach aber ruhig weiter: „Ich werde den Herrn Müller berichten. Er ist so schlimm nicht, als er aussieht. Der Mann hat viele Kinder und schmalen Verdienst. Was soll er machen? Er muss heulen mit den Wölfen. Wie ist es, Herr Pfiffig, wollen Sie nicht sich beteiligen an den Aktien für die Zeche ‚Gothelf‘? Das Papierchen wird gut - in vierzehn Tagen wird es machen zehn Prozent Prämie; Rebekke, schreib den Herrn Pfiffig für zwanzig Aktien ein. Mit so jungen Leuten, die nichts verstehen vom Geschäft, hat man immer Glück; Gott segnet ihren Eingang!“

Der Aktuar empfing Pfiffig, als dieser zur bestimmten Stunde bei ihm vorsprach, mit einem stummen Grusse, geleitete ihn, ohne ein Wort zu sprechen, in ein Hinterhaus und öffnete eine doppelt verriegelte Tür, die in einen kleinen Hof führte. Dort erwartete ihn eine Magd, die ihm in Löb Itzigs Hinterhaus vorleuchtete. Er fand fröhliche Gesellschaft, vortreffliche Speisen, die ihm nach der mageren Kost bei dem Sekretär besonders mundeten, gute Weine, denen er tapfer zusprach, feine Havannah-Zigarren und nach türkischer Art bereiteten Kaffee, der die Nebel einigermaßen niederdrückte, welche in seinem Kopf aufzusteigen begannen. Rebekka spielte nach dem Essen einige Stücke von Chopin, eine ihrer Freundinnen sang sogar eine französische Romanze. Pfiffig unterhielt sich vortrefflich, trotz der Zudringlichkeit einer alten, in hell schreienden Farben aufgeputzten Matrone, die ihm hart mit Fragen aller Art zusetzte. Als die Gesellschaft aufbrach, wurde Pfiffig gebeten, noch einige Minuten zu verweilen und wurde dann durch das Müllersche Haus auf demselben Weg entlassen, auf dem er gekommen war. „Niemand braucht zu wissen, dass Sie bei mir waren“, sagte Löb Itzig beim Abschiede, „und die bei mir waren, die machen sich nichts wissen.“

Nach einiger Zeit, während er öfter Gast bei Löb Itzig gewesen war, bemerkte er mit Erstaunen, dass der Wind im Wingolf sich zu seinen Gunsten gedreht habe. Man sprach von speziellen Abendandachten, die er mit dem Aktuar Müller habe, der als eine feste Säule im Glauben betrachtet wurde, und einige eifrige Wingolfiten drangen sogar in den Aktuar, sie an diesen Übungen Anteil nehmen zu lassen. Aber Müller wehrte ab mit der Bemerkung, es sei ein gottgefälliges Werk, an dem er mit Pfiffig arbeite und das nur sie allein zu Ende führen könnten.

Nach einigen Wochen meldete Löb Itzig, dass Gott die Papierchen Pfiffigs gesegnet habe. „Mit Ihrer Erlaubnis“, sagte er dem jungen Manne, „habe ich sie verkauft. Ich sage Ihnen nicht, wie viel Sie dabei verdient haben; aber das Rebekkechen hat's gebucht, mit Abzug von Kommission und Zinsen und ich glaube, Sie haben wohlgetan, sie zu verkaufen, denn ich fürchte, die Kohlen werden flau. Aber Sie haben etwas vor sich gemacht und das Rebekkechen wird sorgen, dass es Ihnen erhalten bleibt.“

Pfiffig befand sich, trotz des angenehmen Eindrucks, den ihm diese Worte machten, in höchst schwankendem Gemütszustande. Die Nachrichten von Hause lauteten nicht tröstlich. Die Hirnerweichung seines Vaters hatte so zugenommen, dass der Kandidat zum Pfarrverweser hatte ernannt werden müssen und die Hochzeit mit seiner Schwester Luise war anberaumt. Clotilde wollte durchaus als erklärte Braut an dem Familienfeste Anteil nehmen, schrieb die überschwänglichsten Briefe und machte unsinnige Bestellungen. Rebekka, welche die Besorgung dieser Aufträge übernommen hatte und sie in billigster Weise gewissenhaft ausführte, ließ hie und da einige spöttische Bemerkungen fallen, die immer einen wunden Fleck trafen. Sie hatte zuweilen unter dem Vorwande, Pfiffigs Angaben nicht recht zu verstehen, Einsicht von Clotildens Briefen genommen und in sarkastischer Weise den Stil und die „schönen Gedanken“ belobt. Aus den Gesprächen mit Rebekka und einigen ihrer Freundinnen hatte Pfiffig aber bald entnommen, dass ihm dieselben in der Kenntnis der klassischen deutschen Schriftsteller wie der neueren Literatur weit überlegen waren und dass neben manchen verschrobenen Urteilen auch viel gesunde Kritik mit unterlief. Je mehr er in diesem Kreise verkehrte, der so viel praktischen Sinn betätigte, je mehr er an den Unterhaltungen teilnahm, die mit scharfem Witze gepfeffert waren, desto hohler tönnten ihm die aufgebauchten Phrasen in Clotildens Briefen, desto gekünstelter erschien ihm ihr ganzes Wesen. Er antwortete kurz, barsch, verdrossen; lachte grimmig zufrieden über die Vorwürfe, welche ihm die Post brachte und kam endlich zu dem Entschlusse, mit Clotilden zu brechen und sie, wie der Förster sich ausdrückte, wieder Kaiman werden zu lassen.

Zu der Unruhe, in welcher dieser Entschluss allmählich reifte, gesellte sich das peinliche Gefühl, welches ihm seine Doppelstellung zwischen Semiten und Antisemiten einflößte. Der Konsistorialrat hatte ihn rufen lassen, ihn höchlichst wegen seines gottgefälligen Wandels belobt und in seiner Rede durchblicken lassen, dass er weitergehende Pläne für seine Zukunft habe; der Dekan hatte ihm in seiner derben Art gesagt, Heulen sei zwar zweckmäßig, man müsse s aber nicht zu weit treiben, sonst werde es der Gesundheit schädlich und den Ohren der Nachbarn unangenehm; sein Freund Möschel warf ihm die ärgerlichsten Dinge in das Gesicht, schimpfte über die „Duckmäuser“ und „Gottesträppeler“, denen er sich angeschlossen habe und erging sich in faulen Redensarten über die Art und Weise, wie sein Vater Pfiffig empfangen werde, wenn dieser in der Absicht, mit dem Krokodilchen einige Schäferstündchen abzuhalten, in dem Forsthaus einkehren sollte.

Pfiffig suchte die quälenden Gedanken durch fleißigen Besuch der Kollegien, durch eifriges Studium der Hefte und durch lärmende Beteiligung an den Andachtsübungen zu bekämpfen. Es gelang ihm nicht. Er fühlte sich verstrickt in Heuchelei und Lüge, er sehnte sich hinaus aus der dumpfen Luft, die auf ihm lastete. Er trug sich zuweilen mit dem Gedanken, mit einem Rucke die Bande, die ihn umstrickten, zu sprengen, Theologie, Wingolf und Clotilden zu gleicher Zeit abzuschütteln und ein neues Leben anzufangen. Aber wenn er glaubte, den

Entschluss gefasst zu haben, wenn er im Begriffe war, den entscheidenden Schritt zu tun, dann trat ihm die Erinnerung an seine Mutter schreckend entgegen. Er wusste, dass ihr dieser Schritt ihres Sohnes das Herz brechen würde und er ergab sich in sein Schicksal, ging in die Vorlesungen, schrieb seine Hefte, betete mit dem Wingolf, ersuchte Rebekka, Schminke und allerlei Tand für Clotilde zu kaufen und rauchte, wenn es ihm gar zu trübe zu Mute wurde, eine Havannah von Löb Itzig, die ihm dieser beim Abschiede in die Taschen seines Paletot zu stecken pflegte. Er gefiel sich in dem Gedanken, dass seine Zukunftspläne den feinen Rauchwölkchen glichen, welche sich nach und nach in der Luft auflösten, und fand in der weißen Asche, die fest an der brennenden Zigarre haftete, einige Ähnlichkeit mit dem Zustande seines Gemütes. Er prägte sich die Worte des Dekans und Löb Itzigs tief ein; und wenn er heulte, so heulte er innerlich, wie einst die Grenadiere Friedrichs des Großen innerlich räsonierten.

Ein unerwartetes Ereignis rüttelte ihn auf.

Der Idiot, der sein stillvergnühtes Leben in dem Pfarrhause gemütlich weiter geführt hatte, war in einem unbewachten Augenblicke einer Ente, die er zärtlich liebte, in den Bach nachgewatschelt und wäre dort ertrunken, wenn Pfiffigs Mutter ihn nicht mit eigener Gefahr gerettet hätte. Die alte Frau war entschlossen in den Bach gesprungen, hatte sich eine starke Verkältung und eine Lungenentzündung zugezogen, die sie in wenigen Tagen wegraffte. Pfiffig, eiligst herzu gerufen, fand sie mit dem Tode ringend. Die Gehirnlähmung seines Vaters war schon so weit vorgeschritten, dass dieser kein Gefühl von dem Verluste hatte, der ihn betraf. Nachdem er die Mutter, an der er mit ganzer Seele hing, zu Grabe geleitet, kehrte Pfiffig auf die Universität zurück.

Während der Reise reifte sein Entschluss. Aber er hatte durch den Umgang mit Löb Itzig und dessen Familie gelernt, den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Pension, welche man für den Idioten zahlte, hatte größtenteils zu seinem Unterhalte auf der Universität gedient. Seines Vaters Tod war, wie ihm der Doktor versichert hatte, binnen kurzer Frist vorauszusehen. Er konnte zwar mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass man den Idioten auch fernerhin in seinem elterlichen Hause unter der Obhut Luisens und ihres zukünftigen Gatten belassen werde. Andererseits aber schien es ihm nicht minder gewiss, dass sein Herr Schwager unmittelbar die Hand von ihm abziehen werde, sobald er seine bisherige Laufbahn mit einer andern vertauschte. Das „Narren-geld“, wie Freund Möschel in seiner derben Manier zu sagen pflegte, blieb dann in den Händen desjenigen, dem der Idiot anvertraut war. Pfiffig kannte seine Wingolfbrüder zu gut, um nicht zu wissen, dass das rüdische Schaf von einem Tage zum andern mittellos in die Welt hinaus gestoßen werden würde, wenn es sich gelüsten lassen sollte, Nebenwege zu betreten. Er knirschte vor Zorn; aber die raue Wirklichkeit, die keinem ohnmächtigen Grimm wich, stand vor ihm und hielt ihn fest in den nur zu gut genieteten Fesseln.

Pfiffig erbat sich ein Gespräch mit Löb Itzig unter vier Augen. Sie saßen lange zusammen in der gemütlichen Stube, wo er zum ersten Male empfangen

worden war, und „diwwerten“<sup>55</sup> wie Löb sich ausdrückte, eingehend über die Lage der Dinge, die Pfiffig bis in die geringsten Einzelheiten ausmalen musste. Als Löb sich genügend unterrichtet glaubte, sagte er: „Es eilt nicht, Herr Pfiffig! Lassen Sie mir ein paar Tage Zeit um darüber nachzudenken. Aber erst noch eine Frage: Was wollen Sie werden, wenn Sie umsatteln?“ – „Ich möchte Medizin studieren.“ – „Waih geschrien!“, sagte Löb. „Es dauert lang und kostet viel! Muss ich das Rebekke'che fragen, wie Ihre Geschäfte stehen. Es hat ein bisschen spekuliert für Sie, aber ich weiß nicht, ob Sie viel dabei gewonnen haben. Was tu ich mit einem Landarzt? Er muss sich abschinden bei Tag und bei Nacht; die Bauern zahlen schlecht und die kleinen Beamten noch schlechter und die Pfarrer bezahlen ihn, indem sie seine Kinder umsonst taufen. Bringt er am Jahresschluss die beiden Enden zusammen, so kann er froh sein. Aber ich will sehen!“

Nach einigen Tagen sagte Löb: „Ich glaube, es kann gehen, Herr Pfiffig, aber mit knapper Not. Ich hab's überdacht. Es wäre besser, nicht auf den Doktor zu studieren. Sie könnten's machen, aber es bleibt am Ende nicht so viel übrig, um eine Lanzette zum Aderlassen zu kaufen. Sie sind noch jung und brauchen sich nicht zu übereilen. Eins nach dem andern. Sie wollen das Frauenzimmer mit seinem verwunschenen Schloss abdanken? Tun Sie das gleich! Sind immer wenigstens hundert Mark im Jahre gespart! Und dann machen Sie gleich Ihr Jahr als Freiwilliger. Es muss sein. Ich wollte, es wäre nicht, aber es muss sein. Mein Sohn ist auch Freiwilliger gewesen und ist Vize-Feldwebel geworden und soll werden Reserve-Offizier. Er wird's, er wird's auch nicht, weil er ist von unsere Leut! Aber Sie müssen werden Reserve-Offizier! Das macht seinen Mann und gilt zehntausend Mark mehr für die Mitgift, wenn Sie wollen machen eine Partie. Für Sie ist der Dienst sehr gut. Verloren ist das Jahr, so wie so. Es ist nichts während der Zeit mit dem Studium. Und der Dienst ist eine gute Entschuldigung. Das wissen die Herren so gut wie ich. Bis das Jahr herum ist, kann sich vieles ändern und Sie können dann zusehen, ob sie wollen weiter rühren die Harfen von Zion.“<sup>56</sup>

Pfiffig fand, dass der Rat gut sei. Er hatte zwar schon erfahren, dass der Konsistorialrat und der Wingolf den Dienst in der Universitätsstadt nicht sehr gerne sahen, weil der dortige Kommandant den Frommen nicht hold war und ihnen hartnäckig den zu Andachtsübungen unerlässlichen Urlaub versagte, so dass sie es meist vorzogen, eine andere Universität zur Ableistung ihres Dienstjahres aufzusuchen. Aber Pfiffig führte, als man ihn auf diese Verhältnisse aufmerksam machte, siegreich seine Stipendien, die er nur hier beziehen könne, und

---

55 Diwwern bedeutet ursprünglich im Jiddischen „sprechen“. Der Ausdruck hat Eingang in den oberhessischen Dialekt gefunden und bezeichnet dort etwas abgewandelt „aufgeregt miteinander sprechen“.

56 Zion bezeichnete ursprünglich eine Turmburg der Jebusiter an der südöstlichen Stadtgrenze des vorisraelitischen Stadtstaates Jerusalem. Seit deren Eroberung durch König David und dem Bau des ersten Jerusalemer Tempels unter Salomo wurde der Zion im Tanach, der heiligen Schrift des Judentums, zum Synonym für den Wohnsitz des Gottes der Israeliten.



die Krankheit seines Vaters in das Feld, die ihm die Pflicht auferlege, so nahe als möglich bei seinem Heimort zu bleiben. Man würdigte diese Gründe in der Zuversicht, dass man nach Ablauf des Dienstjahres die Zügel um so schärfer werde anziehen können.

Der Bruch mit Clotilden vollzog sich leichter, als Pfiffig es erwartet hatte. Während einer ganzen Woche hatte er sich zermartert, um den richtigen Ton und ausreichende Gründe zu finden; ein Dutzend Briefe hatte er vernichtet, um endlich ein absurdes Schreiben abgehen zu lassen, von dem sein Freund Möschel, wenn er es hätte lesen können, versichert haben würde, es sei mit Blödsinn gespickt wie der Hase in der Bratpfanne mit Speck. Mit einigem Herzklopfen erwartete Pfiffig eine Antwort, voll der bittersten Vorwürfe, Schwüre, Beteuerungen und Anklagen. Er erhielt ein unfrankiertes Schreiben, in das ein vertracknetes Vergissmeinnicht eingelegt war, mit den Worten: „Möge das Bewusstsein, ein jungfräulich liebendes Herz gebrochen zu haben, nicht allzu schwer auf Ihrer Seele lasten! Clotilde von Dartingen.“

Pfiffig fasste sich wie ein Mann. Er rollte das Vergissmeinnicht mit dem Briefe zu einem Fidibus zusammen, steckte sich eine Löß'sche Havannah damit an und las zu seiner Beruhigung das Lenau'sche Lied von den drei Zigeunern,<sup>57</sup> während er sich in eine dichte Wolke duftenden Rauches hüllte. Als er den Schluss gelesen, schien es ihm, als ob ihm das Leben weit weniger nachte, und bei genauer Überlegung fand er, dass er keinen Grund habe, es dreifach zu verachten. Zufrieden mit sich und der Welt legte er sich zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten, sogar ohne von Clotilden zu träumen.

Er fand Geschmack am Dienste, schon aus dem einfachen Grunde, weil er nicht mehr täglich beten und Hymnen singen musste. Von Zeit zu Zeit zeigte er sich in den Kollegien in Uniform und bat um Entschuldigung seiner Versäumnisse wegen Dienstabhaltungen. Im Vollgefühl des Kontrastes begeisterte er sich für Tirailleurdienst und Schnellfeuer, ja sogar für den Parademarsch und den Stehschritt. Seine Vorgesetzten bedauerten, dass er Theologe sei, und er erwiderte ehrerbietig: es sei noch nicht aller Tage Abend und man könne das Beste von ihm hoffen.

Der Kandidat hatte die definitive Bestellung als Pfarrverweser mit der Zusage der Nachfolge erhalten und war nun mit Luise in den Stand der Ehe getreten. Da die Trauerzeit für die Mutter noch im Anfange war, so wurde die Hochzeit in aller Stille gehalten. Pfiffig hatte Dienstabhaltung; er sandte schriftlich die besten Wünsche mit einem hübschen Geschenke für Luise, das Rebekka wohlfeil auf einer Auktion erstanden hatte.

Kurze Zeit darauf starb sein Vater. Der Hauptmann erteilte ihm für einige Tage Urlaub. Pfiffig eilte nach Hause und besuchte nach Erfüllung seiner

---

57 Bezieht sich auf Nikolaus Lenau (1802-1850), eigentlich Nikolaus Franz Niembsch (seit 1820) Edler von Strehlenau. Lenau ist der bedeutendste lyrische Dichter Österreichs im 19. Jahrhundert, viele seiner Werke zeichnen sich durch einen einzigartigen melancholischen Ton aus. Zahlreiche seiner Lieder wurden vertont, unter anderem von Robert Schumann, Felix Mendelssohn Bartholdy und Franz Liszt.

Sohnespflicht seine alten Freunde, worüber sein Schwager, jetzt Pfarrer, ein schiefes Gesicht schnitt.

„Ich habe gehört“, sagte Moses, „dass Sie zu Löb Itzig ein Freund geworden sind. Nicht wahr, ein braver Mann? Schade, dass sein Rebekke'che schon verlobt ist! Ich habe sie besucht und beide haben mir viel gesagt von Ihnen und ich habe mich gefreut, habe Sie aber nicht besucht, weil ich nicht wollte, dass Sie werden kompromittiert! Aber wenn Sie wieder zurückgehen auf die Universität, grüßen Sie den Löb Itzig und das Rebekke'che von mir. Und was Sie betrifft – was ich gesagt habe, das hab ich gesagt und der Moses hält sein Wort!“

Der Domänenrat saß im Lehnstuhl und rieb sich das eingewickelte Bein. „Ich habe meinen alten Freund, deinen Vater, nicht zu Grabe geleiten können“, sagte er. „Das tut mir leid. Aber sprechen wir nicht davon! Du steckst ja im bunten Rocke! Immerhin besser als im Talar! Wie ist es? Hast du dein Christentum bald gelernt? Man hat mir gesagt, du stecktest tief darin. Schade! Ich hätte sonst ein kleines Plänchen für dich gehabt!“

„Bitte, reden Sie!“

„Du musst dich aber nicht ärgern“, sagte treuherzig der Alte. „Siehst du, wenn man so in den Lehnstuhl gebannt ist, macht man sich allerlei Gedanken, für sich und andere. Mit mir geht es nicht mehr lange. Vielleicht noch ein paar Jährchen, dann wird es eines schönen Tages heißen: Das Zipperlein ist dem Geheimen Domänenrate ganz heimlich zum Herzen getreten. Nun, siehst du, möchte ich Mockheim nicht in den Händen der Sausewinde lassen, wie man mir deren in der letzten Zeit einige auf den Hals gehetzt hat. Du bist doch zum Pfarrer verdorben, mein Junge, und tätest besser, Weizen zu säen, als dein Korn auf unfruchtbares Erdreich auszustreuen. Deine Eltern sind tot, du bist nicht mehr verbunden, ihnen zuliebe Pfarrer zu werden. Ich habe schon mit dem jungen Grafen gesprochen. Der war anfangs Feuer und Flamme für die Hohenheimer und Konsorten; aber als er die Jahresrechnung sah und statt harter Taler hohle Ziffern erhielt, da kam ihm die Sache weniger plausibel vor. Er lässt mir freie Hand für die Ausbildung meines Nachfolgers. Willst du zu dem Amtmann Steiner auf den Neuhof gehen? Der versteht die Landwirtschaft aus dem Grunde, und wenn du dich ein paar Jährlein gut bei ihm hältst, so kriegst du den Rummel los und kannst dann hier die Sache für mich besorgen, bis ich abgehe. Was meinst du dazu?“

Pfiffig sprang auf und fiel mit lautem Schluchzen dem Domänenrat um den Hals. „Sachte, meine Junge“, sagte dieser, „bedenke mein Bein! So lass doch los! Willst du mich jetzt schon erwürgen? Das wäre zu früh. Warte damit, bis dir die Nachfolge gesichert ist. Dazu muss der Steiner erst sein Wort sagen, von dem hängt alles ab. Er verlangt sehr viel von seinen jungen Leuten; aber wenn sie sich gut rauchen, dann sorgt er auch für einen Deckel auf die Pfeife. Also willst du?“ Pfiffig war zu überwältigt, um ein Wort finden zu können. Er nickte nur mit dem Kopfe, während er die Tränen zu trocknen suchte, die ihm über die Wangen rollten.

„Ich hab mir’s wohl gedacht“, sagte der Domänenrat. „Aber deshalb brauchst du nicht zu heulen wie ein Schlosshund und zu schluchzen wie eine alte Jungfer, der ihr letzter Liebhaber durchgebrannt ist. Lass uns jetzt überlegen, was zu machen ist. Ich halte es vor der Hand für das beste, dass du die Sache nicht an die große Glocke hängst. Diene dein Jahr aus, halte reinen Mund und tue so, als wolltest du nach vollendeter Dienstzeit deine Studien fortsetzen. Mit dem Steiner werde ich unterdessen alles ins Reine bringen. Dann kommst du in den Ferien hierher, bringst deine Siebensachen mit unter dem Vorwande, du wolltest sie zu Hause in Ordnung bringen lassen, kündigst von hier aus dein Logis und verlangst deine Exmatrikulation. So verschwindest du von der akademischen Bildfläche, *sans tambour ni trompette*,<sup>58</sup> wie die Franzosen sagen. Ich werde dir dann ein Zimmer hier im Schlosse einrichten lassen, wo du bleiben kannst, bis du auf den Neuhof abgehst. Abgemacht!“

„Aber Herr Domänenrat“, wandte Pfiffig ein, „ich kann ja bei meiner Schwester – „

„Ja wohl“, brauste der Domänenrat auf. „Hat das ‚Rechtsum! Linksum!‘ dir das Gehirn schon so vernagelt, dass du nicht einsiehst, wie es dann kommen wird? Meinst du, dein Schwager würde dich nicht trotz aller christlichen Sanftmut sofort aus dem Hause werfen? O heilige Einfalt! Nun, du hast einige Monate Zeit, dich darauf vorzubereiten. Lehr’ mich die Sorte kennen! Wenn sie Wind von der Sache bekommen, so werden sie Mittel und Wege finden, dem Steiner, dem jungen Grafen und allen, die mit ihnen in Berührung kommen, Flöhe in die Ohren zu setzen und die Sache zunichte zu machen. Du kannst dir dann das Maul wischen, nachdem du es hast spazieren lassen!“

Pfiffig sah ein, dass der Domänenrat recht hatte. Er gelobte beim Abschiede seinem Schwager, dass er auf dem Wege des Heils fortwandeln werde, besuchte noch eilig, ehe er wieder in den Dienst trat, den Konsistorialrat, sprach zu dem Sekretär einige salbungsvolle Worte und benutzte die erste freie Stunde, um Löb Itzig aufzusuchen.

„Sprechen wir nicht von dem Toten, Herr Pfiffig“, sagte dieser. „Ich bin schon ein alter Mann und hab’s nicht gern. Der Moses hat mir gesagt, Ihr Herr Vater war ein braver Mann und alle unsere Leute in Mockheim trauern um ihn, haben ihre Kleider zerrissen und Asche auf ihr Haupt gestreut. Sie haben Recht, um ihn zu trauern. Aber wer kann’s ändern? Sprechen wir von Ihnen. Sie sind jetzt ein freier Mann, soweit Ihnen nicht hat zu befehlen der Hauptmann. Immer noch Doktor?“

„Nein, Herr Itzig. Ich habe mir die Sache überlegt. Ich will Landwirt werden!“

Löb sprang auf, als ob er einen Stich erhalten hätte. „Landwirt?“, sagte er. „In Kamerun? Weiß ich doch, dass es gibt in den Karten einen König ohne Land, aber ich habe noch nicht gehört, dass es kann geben einen Landwirt ohne Land! Wie komme ich mir vor?“

---

58 Ohne Trommel und Trompete.

Pfiffig wusste, dass er auf die Verschwiegenheit Löbs Häuser bauen könne. Er setzte seinem Berater den ganzen Plan auseinander, nannte ihm die Namen und bat ihn zugleich, niemandem etwas davon zu sagen, selbst Moses und Rebekka nicht. Löbs Gesichtszüge glätteten sich nach und nach, er atmete tief auf, wiegte den Kopf, nickte beistimmend und als Pfiffig geendet hatte, stieß er mit ihm an und sagte: „Ein gescheiter Mann, der Herr Domänenrat Neumann und ein braver Mann! Ich kenn’ ihn wohl! Mache ich doch viel Geschäfte mit ihm, das heißt, nicht ich, aber doch ich! Sie verstehen mich. Er ist grob wie Sau-bohnenstroh; aber was er sagt, ist gesagt und was er spricht bleibt gesprochen! Und den Herrn Amtmann Steiner kenne ich auch. Ein feiner Mann und ein kluger Mann! Er kann mehr als Brot essen und versteht das Vieh wie keiner im ganzen Lande, Kleinvieh und Großvieh und auch die Pferde. Sie werden sein in guten Händen, und wenn wir werden erhalten Ihre Karten, ich und das Re-bekk’che, die dann wird sein Frau Juwelier Rosenthal in Paris, die Karten, worauf zu lesen sein wird: Pfiffig, Reserveleutnant und Gutsverweser in Mockheim – nun, ich sage nichts, aber ich denke mir mein Teil!“

Für Pfiffig begann jetzt ein neues Leben. Er entwickelte einen fast übermäßigen Eifer für das Exerzieren, meldete sich zu allen besonderen Dienstleistungen, hielt sich „stramm und proper“ wie kein anderer, war stets fröhlich und guter Laune, trillerte wie eine Heidelerche in den Ruhepausen, und da keine Ausgaben für die Schminktöpfe von Clotilde auf ihm lasteten, so konnte er den Korporälen und Feldwebeln zuweilen einen guten Trunk „wichsen“, wofür diese im Dienste erkenntlich waren. Er wurde bald so beliebt, dass ihn der Hauptmann bemerkte und eines Tages bei einer lebhaften Debatte im Club als Exempel benutzte. Der Führer der Opposition, ein bissiger Advokat, der in allen politischen Prozessen als Verteidiger auftrat,<sup>59</sup> war so weit gegangen zu behaupten, dass die allgemeine Militärpflicht einen verderblichen Einfluss auf die Fortschritte der Zivilisation übe. „Sehen Sie sich doch den Vize-Gefreiten Pfiffig an“, schnauzte der Hauptmann. „Kam zu uns als ein gänzlich unzivilisierter Duckmäuser, hielt sich schlecht, hing den Kopf, schlotterte mit den Beinen – kaum ist er sechs Monate und noch obendrein als Freiwilliger in der Kompanie, so ist er zivilisiert wie nur ein Offizier es sein kann, stramm und proper, dass es eine Freude ist! Bringen Sie einmal so etwas zustande mit den Krüppeln auf Ihrem Büro und dann sprechen Sie wieder von Zivilisation!“

Nach vollendetem Dienstjahre wurde Pfiffig als zukünftiger Reserve-Offizier in das Auge gefasst, wie der Hauptmann sich ausdrückte, und in den Kontroll-Listen vorgemerkt. Er war überglücklich im Bewusstsein seiner zukünftigen Würde und schaffte sich das klassische Buch von General Clausewitz über den Krieg an,<sup>60</sup> um es in seinen Mußestunden auf dem Neuhof zu studieren. Manch-

---

59 Anspielung auf die liberale Opposition im Großherzogtum Hessen-Darmstadt, zu deren Wortführern häufig Rechtsanwälte gehörten, die die liberalen Interessen auch in der Zweiten Kammer der Landstände vertraten.

60 „Vom Kriege“, Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, Bde. 1-3, erschienen Berlin 1832 bis 1834. Carl Philipp Gottlieb von Clausewitz (1780-1831) war ein

mal war ihm sogar der Gedanke gekommen, in die aktive Armee überzutreten, und vielleicht hätte er den Schritt getan, wenn ihm nicht die Havannah-Zigarren LÖB Itzigs hindernd in den Weg getreten wären. Pfiffig hatte rechnen gelernt. Zu solchen Zigarren reichte der Sold eines Leutnants nicht aus und LÖB, das wusste er nur zu wohl, würde keine mehr in die Taschen des zweifarbigen Rockes stecken. „Schlechtes Geschäft!“, musste er sich sagen – „Zeitliche Ehre und ewige Verdammnis“, pflegte der Domänenrat zu brummen, wenn er auf das Militär zu reden kam.

Pfiffig blieb bei dem vom Domänenrate vorgezeichneten Plane und führte ihn energisch durch. Es kostete einen harten Kampf mit seinem Schwager und mit seiner Schwester. Fast wäre er weich geworden, als Luise, von Tränen überströmt, händeringend vor ihm auf die Knie fiel und ihn bei dem Andenken seiner Mutter beschwor, nicht den Lockungen der Weltkinder zu folgen. Aber die donnernden Reden und unverhüllten Drohungen seines Schwagers richteten ihn wieder auf. Er verließ das Elternhaus, wo er die Jahre seiner Kindheit und ersten Jugend verbracht hatte, mit dem Gefühl des innigsten Mitleids für seine Schwester und der tiefsten Abneigung gegen seinen Schwager. Glücklicherweise brauchte er nur eine Nacht unter dem Dache des Domänenrates zuzubringen. Er sollte am nächsten Tage im Neuhof eintreffen.

Amtmann Steiner war ein kleines, kugeliges Männchen, aus dessen feistem Antlitze zwei kleine, lebhaft Äuglein hervor blitzten. Trotz seiner Beibtheit ein wahres Quecksilber von Beweglichkeit, ein Überall und Nirgends, Hans Dampf in allen Gassen. Das Gut, das er verwaltete, war sehr ausgedehnt; fruchtbare Gründe und fette, gut bewässerte Wiesen wechselten mit steinig Hügeln und dünn bestandenen Waldgruppen. Knechte und Mägde wussten sehr wohl, dass Steiners scharfen Augen nichts entging; sie mussten stets gewärtig sein, den kleinen Mann aus einer Bodenfalte oder einem Busche auftauchen zu sehen. Die Frau Amtmännin überragte ihren Gemahl um Kopfeshöhe und da sie nicht minder wohlgenährt war als dieser, so schien ihr Herr und Meister nur eine Art Anhängsel. Sie herrschte ebenso unbeschränkt auf dem Hofe wie ihr Mann auf dem Gute; der Gänsejunge, der Schweinehirt und die Milchmägde bildeten ihr Departement des Auswärtigen, die Küchen- und Stubenmägde dasjenige des Inneren. An Sonntagen, wo man zu der weit von dem Gute entfernten Kirche ging, erschien die Frau Amtmännin mit einem großen Stachelstocke, an welchem eine kleine Schippe angeschraubt werden konnte, mit einer Botanischerbüchse und in hohen Stiefeln. Sie trieb mit Leidenschaft Botanik und benutzte die Zeit vor und nach der Predigt, um die Gegend zu durchstreifen und zu herborisieren. Ein Arzt kam nur selten auf den Neuhof; die Frau Amtmännin hatte für jedes Gebreite ein besonderes Kräutlein und wenn, das Kräuterbuch nicht bestimmte Anleitung gab, so war Tee von Lindenblüten für Fieber und Tee von Holunder-

---

preußischer General, Heeresreformer und Militärtheoretiker. Durch sein hier genanntes Hauptwerk „Vom Kriege“, das sich mit der Theorie des Kriegs beschäftigt, wurde er weit hin bekannt.

blüten für kältende Krankheiten die allgemeine Panacee.<sup>61</sup> Man hätte den Neuhof auch den Lindenhof nennen können, denn an allen Wegen hatte die Frau Amtmännin Linden pflanzen lassen, wie an allen Waldsäumen Holunderbüsche.

Pfiffig war zu strenger Arbeit angehalten. Es waren neben ihm noch einige junge Leute da, welche sich unter Steiners Leitung praktische Kenntnisse aneignen sollten, unter diesen auch ein Amerikaner, den der Zufall hierher verschlagen hatte. Mit diesem wurde Pfiffig „ingejocht“, wie Steiner zu sagen pflegte, und da der junge Mann nur einige deutsche Brocken radebrechte, so musste Pfiffig notgedrungen den Clausewitz zur Seite schieben und das englische Wörterbuch zur Hand nehmen.

Steiner lobte Pfiffig wegen seiner Anstelligkeit und die Frau Amtmännin bevorzugte ihn bald, da er ihr bei ihren botanischen Sonntagsvergnügungen eifrig zur Hand ging. Das Insektensuchen mit dem Herrn Domänenrat hatte seinen Blick geschärft, seine Beobachtungsgabe entwickelt. Steiner war so zufrieden mit ihm, dass er ihm zu Weihnachten eine Woche Ferien gestatten wollte, um nach Hause zu gehen.

„Komm lieber nicht“, schrieb ihm der Domänenrat. „Bei mir könntest du nur Trübsal blasen und in dem Dorfe sieht es traurig genug aus. Alles wie Hunde und Katzen! Die Betbrüder rempeln die Juden und diese rächen sich, indem sie ihnen den Brotkorb hoch hängen und ihnen Prozesse an den Hals werfen. Advokaten und Richter haben jetzt in einem Monat mehr bei uns zu tun, als früher in Jahren. Was willst du in dem Wirrwarr? Warte, bis das Feld sauber ist. Ich glaube, der Graf denkt daran, deinen Schwager an eine andere Stelle zu versetzen, wo keine Semiten seinen Bekehrungseifer aufstacheln. Hilf lieber dem Steiner beim Abschlusse seiner Jahresrechnungen, damit er sich den Humor und den Appetit nicht verderbe!“

Pfiffig verlebte zwei glückliche Jahre auf dem Neuhof. Die Beschäftigung, so angestrengt sie war, sagte ihm zu; er brauchte sich keinen Zwang anzutun in Äußerungen von Meinungen und Ansichten, wurde weder von Konsistorialräten beaufsichtigt, noch von den Launen einer Geliebten geplagt und hatte keine Muße, trüben Gedanken nachzuhängen. Von Zeit zu Zeit erhielt er durch die jüdischen Handelsleute, mit welchen Steiner fast ausschließlich Geschäfte machte, Nachrichten von Mockheim oder aus der Universitätsstadt, die gerade nicht geeignet waren, ihn Reue über seinen Entschluss empfinden zu lassen. Die Einberufungen zum Militärdienste und den Manövern bildeten die Glanzpunkte seiner Existenz. Er konnte es sich nicht versagen, je einen Tag vor seiner Stellung zum Dienste und nach seiner Rückkunft in Uniform auf dem Hofe herum zu stolzieren und sich von männiglich bewundern zu lassen. Der glücklichste Tag seines Lebens war vielleicht, als der Oberknecht, der eine Kampagne mitgemacht und die Medaille nebst einem steifen Knie davongetragen hatte, bei seinem Anblicke ehrerbietig salutierte, weil Pfiffig nach dem letzten Manöver zu einem höheren Range avanciert war. Bis dahin hatte der Mann etwas gering-

---

61 Panacee: mythisches Heilmittel

schätzig von den Friedenssoldaten gesprochen, die noch kein Pulver gerochen hätten; jetzt erkannte er, obgleich er schon längst als dienstuntauglich reformiert worden war, in Pfiffig den Vorgesetzten.

Die Geschichte des jungen Pfiffig schließt mit seiner Ernennung zum Seconde-Leutnant in der Reserve. In dem Schussgefechte eines Kaisermanövers hatte er mit seinem Zuge einen heftigen Anprall der roten Husaren durch ein wohlgenährtes Schnellfeuer zurückgeschlagen. Der Erbprinz war herangesprengt. „Wie viele Salven haben Sie gegeben, Herr Leutnant?“ – „Sieben, Hoheit, zu Befehl!“ – „Was? Sieben? Sind die Husaren toll?“ – „Zu Befehl, sieben!“ – „Notieren Sie den Fall“, hatte der Prinz dem Adjutanten gesagt und mit den Worten „Adieu, Herr Leutnant, Sie haben sich brav gehalten!“, seinem Pferde die Sporen gegeben.

Pfiffig war übergücklich. Als er am anderen Tage bei der Schlussparade äußerst stramm, Augen rechts, an der Generalität vorbeidefilerte und etwas auffällig salutierte, hörte er, hörte er, wie der Prinz zu seinem Adjutanten sagte: „Ih! Das ist ja mein Sieben-Salverich!“

Die Geschichte war bald in aller Munde. „Ein kolossaler Kerl, der Pfiffig!“, sagten die Leutnants. „Erbprinz hat sogar einen famosen Witz über ihn gemacht! Pyramidall!“